Wilhelm Stjernkrona.

Zweiter Theil.

Digitized by Google

Wilhelm Stjernkrona.

Oder:

Ist der Charakter des Menschen sein Schicksal?

Eine Erzählung

von

Marie Sophie Schwartz.

Aus dem Schwedischen

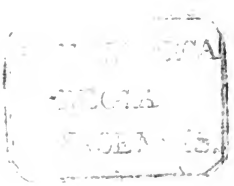
von

August Kretzschmar.

Zweiter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1863.

Digitized by Google



Digitized by Google

Erſtes Kapitel.

Graf Eſtrier war ſeit einigen Wochen von St.-Vincent abweſend. Er war nach Martinique gereiſt, um eine Plantage, die er dort angekauft, in Augenſchein zu nehmen. Vielleicht gab es auch noch einen andern mächtigern Beweggrund, welcher dieſen automatenähnlichen Menſchen bewogen, dieſe Reiſe zu unternehmen. Nur Er, der in unſern Herzen lieſt, kann dieſe Frage beantworten.

Eſtelle, die von einer innern, raſtloſen Unruhe getrieben ward, welche es ihr mehr als je unmöglich machte, lange an einem und demſelben Orte zu weilen, hatte einen Ausflug zu einem ihrer Nachbarn unternommen, um auf dieſe Weiſe einige Tage zu verbringen.

Lucie war ſonach allein geblieben, und hatte dieſe Gelegenheit benutzt, durch Nizama, welche ihr ſchon bei ihrer Ankunft in St.-Vincent Beweiſe von unzweideutiger Anhänglichkeit gegeben, einige Aufklärungen über das zu erhalten, was ihre Verwandten betraf. Die etwas unheimliche Geſchichte, welche Nizama erzählte, bewies nur allzu deutlich, daß man auf dieſem kleinen Platze der Erde auf ein Menſchenleben kein großes Gewicht legte, ſondern jeden, der im Wege war oder den Zorn des

Digitized by Google

andern erregte, ohne weiteres Bedenken auf die Seite schaffte.

Alle jene finstern und traurigen Ahnungen, welche während ihres Verweilens in Brest Luciens Brust erfüllt, erwachten jetzt wieder. Während der Zeit, wo sie auf St.-Vincent verweilt, hatte sie alles so neu gefunden, daß sie sich genöthigt gesehen, den Blick von innen nach außen zu wenden. Jetzt waren Zeit und Gewöhntheit an die neuen Verhältnisse der Grund, daß sie den Blick wieder nach innen kehrte, und es traten nun Erinnerungen hervor, welche ihre ganze frühere Unruhe in Bezug auf die Zukunft wiedererweckten. Lucie fragte sich selbst: „Warum hast du das Vaterland verlassen, und dich so weit, so weit davon hinwegbegeben?“ Mit sehnsuchtsvollem Seufzen streckte sie die Arme aus, und wünschte, daß der Wind sie auf seine Fittiche nehmen, und mit sich nach der so schmerzlich vermißten Küste Frankreichs zurückführen möchte.

Gegen Abend, an demselben Tag, wo Lucie die Erzählung der alten Negerin gehört, kam Estelle von ihrem Ausflug wieder zurück.

In einem jener Tempel des Luxus und der Bequemlichkeit, wie man die Zimmer auf Mazulip nennen konnte, finden wir am Abend die beiden jungen Damen.

Unter diesem Himmel kennt man keinen Uebergang von Licht zur Finsterniß, oder von der Finsterniß zum Licht. Die Sonne entzündet oder verlöscht ihre Fackel sofort, ohne erst ihre Herolde, die Morgenröthe oder die Abenddämmerung, ihrer Ankunft oder ihrem Abschied voranzusenden.

Wir finden daher das Zimmer glänzend erleuchtet. Der milde, balsamische Nachtwind weht seufzend durch die geöffneten, bis auf den Fußboden herabreichenden

Digitized by Google

Fenster. Es lag in diesem Lufthauche etwas, was das Herz mit eigenthümlicher, wonniger und doch krankhafter Sehnsucht erfüllte.

Lucie saß zurückgelehnt in der Ecke eines Sofas, in jenes chaotische Träumen versunken, welches der Jugend so eigen zu sein pflegt. Estelle wanderte mit leichten und beinahe lautlosen Schritten im Zimmer auf und ab. Das in Brest gepuderte Haar war jetzt frei von allem Zwang, und wogte wie eine nachtschwarze Wolke um das Haupt herab, welches in dieser Einfassung schöner erschien als je. Ein dünnes, leichtes, schneeweißes Musselingewand umhüllte wie eine leichte Wolke diesen Körper mit seinen schönen Formen, und man mußte wirklich sein Herz gut gestählt haben, um nicht von so hoher Schönheit hingerissen zu werden.

Estelle besaß, was wenige besitzen, die drei Haupteigenschaften weiblicher Anmuth: Schönheit, Liebenswürdigkeit und Witz.

In diesem Augenblick ruhte ein Zug heftigen Schmerzes auf ihrem Antlitz. Von Zeit zu Zeit drückte sie die Hände auf die Brust, wie um die unruhigen Wogen zu hemmen, welche den leichten Musselin hoben und senkten. Endlich, nachdem sie lange so gewandert, blieb sie vor Lucie stehen und rief:

„O, wer nur eine einzige Minute sich deine Ruhe und deine stillen Gefühle erkaufen könnte! Mein ganzes Innere gleicht einem Pfuhl entsetzlicher Qualen. So ist es nun ununterbrochen gewesen, seitdem er Brest verließ. Vergebens suche ich den Gedanken an ihn zu bannen; er kehrt unaufhörlich wieder, und in meinen Ohren hallen fortwährend die Worte: «Wir sehen einander niemals wieder!» Lucie, ich bin sehr unglücklich!"

Sie warf sich auf einen Divan, faltete die Hände über der Stirn, und setzte hinzu:

„Für eine einzige Minute des Wiedersehens gäbe ich gern mein Leben, dafern ich es nur zu seinen Füßen,

Digitized by Google

in seine Augen blickend und meine Lippen an seine Hand drückend, aushauchen dürfte."

„Dann ist es besser, wenn du ihn niemals wiedersiehst", fiel Lucie heftig ein.

„Besser, sagst du! Hältst du es für besser, ohne ein Wiedersehen zu leben, als in der Wonne desselben zu sterben?"

„Nein, das thue ich nicht!" entgegnete Lucie, während eine warme Röthe ihren Purpurschleier über ihr Antlitz zog. „Du bist aber nicht die, welche in einem solchen Augenblick würde sterben wollen!"

„Nicht!" rief Estelle heftig, und richtete sich empor. „Bin ich vielleicht die, welche lieber das elende Leben hinschleppen möchte, welches ich jetzt führe?"

„Dies ebenso wenig."

„Lucie!" rief Estelle, indem sie einen unruhigen Blick auf ihre Schwägerin warf, welche ihr lächelnd die Hand reichte und sagte:

„Sei still, du kleine Wilde. Ich werde dir beweisen, daß ich recht habe. Laß uns ganz ruhig die Sache betrachten, und du wirst abermals genöthigt sein, mir recht zu geben."

In diesem Augenblick glich Lucie einer jungen Mutter, welche ein störriges Kind mit sanften Worten zur Einsicht zu bringen sucht.

Es war auch in der That etwas Eigenthümliches, daß Estelle, welche an Anhänglichkeit weder glaubte, noch dieselbe ahnte, jetzt gleichwol ein fast unbegrenztes Vertrauen zu Lucie hegte. Diese, welche in fast allen Beziehungen das Gegentheil von ihr war, übte auf Estellens aufbrausende und heftige Gefühle eine Gewalt aus, die ans Wunderbare grenzte.

Auch jetzt machte diese Gewalt sich geltend, und Estelle setzte sich an Luciens Seite und sagte:

„Du hast recht. Deine Worte haben während dieser höllischen Tage und Monate mich schon oft zerstreut,

Digitized by Google

und auf einige Secunden die Unruhe in meinem Innern vergessen lassen. Wie willst du aber vertheidigen, was du soeben sagtest?"

Estelle lehnte sich in die andere Sofaecke zurück.

Lucie hob wieder an:

„Wenn ich liebte, dann könnte ich für die Freude des Wiedersehens mein Leben opfern, mit dir aber ist dies nicht der Fall. In demselben Augenblick, wo du ihn wiedersähest, würdest du erst recht heftig wünschen zu leben, und dann mit Verzweiflung im Herzen vom Leben Abschied nehmen, dafern du deinen Liebling nicht mit ins Grab nehmen dürftest."

„Ja", rief Estelle heftig, „sterben und ihn dalassen zu müssen, das wäre furchtbar! Mit dem Gedanken zu sterben, daß er dann vielleicht eine andere lieben würde, dies würde das Sterben unmöglich machen!"

„Nun denn, hatte ich nicht recht, als ich sagte: Am besten ist es, wenn du ihn niemals wiedersiehst?"

„Lucie, ich werde, ich muß ihn wiedersehen!" rief Estelle, indem sie abermals aufsprang, und im Zimmer auf- und abzugehen begann. „Gott kann nicht die Absicht gehabt haben, in meiner Brust dieses Feuer blos zu entzünden, um dadurch meine Seele mit Höllenqualen zu erfüllen. Nein, und tausendmal nein, so kann dies nicht sein. Dieses Gefühl, welches ein Himmelreich und eine Hölle in sich schließt, muß mich zur Glückseligkeit führen; es darf in seinem Schose nicht blos Qualen und Entbehrungen für mich bergen."

„Aber dennoch muß es so bleiben", fiel Lucie mit Heftigkeit ein. „Du bist vermählt, Estelle, und deine Liebe ist —"

„Sprich diese Abgeschmacktheit nicht aus!" unterbrach Estelle. „Du weißt, was ich darauf antworte."

Es trat eine Pause ein. Estelle sprach zuerst wieder.

„So oft ein französisches Schiff auf unserer Rhede sich gezeigt hat", sagte sie, „habe ich erwartet, ihn ans

Digitized by Google

Land steigen zu sehen. Als St.-Lukas von den Franzosen eingenommen ward, gab ich mich der Hoffnung hin, ihn wiederzusehen; aber alles war Täuschung, welche spottend mit meinem Herzen spielte. Heute habe ich mehrere Stunden lang ein Schiff betrachtet, welches sich St.-Vincent zu nähern schien. Ich irrte mich, es segelte vorbei."

Hier ward Estelle durch einen eintretenden Diener unterbrochen.

„Was willst du?" fragte sie ungeduldig.

„Der Intendant wünscht Sie zu sprechen, Madame. Es handelt sich um einige verwundete Franzosen, welche an das Land gebracht worden, und —"

„Der Intendant soll sogleich hereinkommen", unterbrach Estelle.

Im nächsten Augenblick stand ein ältlicher Mann von dunkler Hautfarbe vor ihr.

Gegen Abend war ein Boot von einem französischen Kriegsschiff ans Land gekommen. Das Schiff gehörte zu denen, welche nach dem Golf von Mexico detachirt und auf welcher Expedition einige der Offiziere so schwer verwundet worden waren, daß sie nun ans Land geschafft werden mußten, um bessere Pflege zu erhalten. Der Commandant des Schiffs hatte bei dem Grafen von Estrier anfragen lassen, ob er als Franzose seine verwundeten Landsleute aufnehmen wollte.

Ehe noch der Intendant mit seinem Rapport zu Ende war, hatte Estelle schon ihre Antwort ertheilt, und sich selbst beeilt, Anstalten zum Empfange der Verwundeten zu treffen.

Drei derselben wurden auf Mazulip einquartiert, und zwar in dem Hauptgebäude selbst. Estelle hatte geräumige und bequeme Zimmer für sie angewiesen.

Als sie und Lucie nach allen diesen Anordnungen sich wieder allein befanden, rief Estelle, indem sie auf Lucie zugeeilt kam:

Digitized by Google

„Ich muß dieſe Verwundeten ſehen. Ich muß wiſſen, ob ich ſie kenne!“

Lucie war ſo bleich, daß ſie mehr einer Todten glich als einer Lebenden.

„Haſt du nicht mit dem Offizier geſprochen, welcher am Lande war?“ fragte Lucie mit bebender Stimme.

„Nein, nein, ich nahm mir nicht die Zeit dazu.“

„Aber ich that es“, flüſterte Lucie. „Er hatte einen Brief an mich.“

„Lucie!“ rief Eſtelle, und faßte heftig die Hände des jungen Mädchens.

„Schau her!“ ſagte Lucie, und reichte ihr ein Blatt Papier.

Eſtelle riß es an ſich und las:

„Liebe Couſine!

„Für den Baron Stjernkrona, den Marquis St.-Sue und dem Vicomte D., welche hiermit der Obhut des Grafen Eſtrier anvertraut werden, bitte ich um die Theilnahme meiner Couſine Lucie. Mögeſt Du mit Deiner mir bekannten Herzensgüte ihnen zur Seite ſtehen. Sie gehören zu der Zahl der Kameraden, welche ich in hohem Grade ſchätze und verehre. Es wäre mir lieb geweſen, wenn ich ſie Dir mündlich hätte empfehlen können; aber ich leide an einer wenn auch nicht bedeutenden Fußwunde, welche mich nöthigt, an Bord zu bleiben. Bei unſerer Rückkehr nach St.-Vincent hoffe ich, meine Kameraden wiederhergeſtellt zu finden.

„Dein freundſchaftlich ergebener Couſin

Arthur von Outrouville.“

Kaum hatte Eſtelle ihre Augen auf die erſten Zeilen dieſes Briefes geworfen, ſo ſank ſie auf die Knie nieder, faltete die Hände, und rief mit der leidenſchaftlichſten Freude:

„Heilige Mutter Gottes, ich danke dir, daß du ihn haſt verwundet werden laſſen!“

Digitized by Google

„Estelle, du vergissest, daß die Verwundeten Schmerzen leiden, daß sie sterben können!“ fiel Lucie heftig ein.

„Ja, ich vergesse alles, nur nicht, daß er hier ist, hier unter meinem Dach, in meiner Obhut! O, nun trotze ich dem Tode! Er soll nicht im Stande sein, ihn mir zu entreißen!“

Estelle eilte, nachdem sie dies gesagt, aus dem Zimmer, ohne einen Blick auf Lucie zu werfen.

Diese richtete sich, als sie allein war, zu ihrer ganzen Höhe empor, heftete die Augen auf die Thür, durch welche Estelle verschwunden war, und flüsterte in bestimmtem, festem Tone:

„Nun, meine dunkeln Ahnungen, werdet ihr vielleicht in Erfüllung gehen; aber ehe dies geschieht, wollen wir kämpfen! Er muß gerettet werden, sollte es mir auch mein Herzblut kosten! Auch ich weiß, was und wohin ich will. Eine von uns, sie oder ich, muß siegen oder unterliegen.“

Lucie trat an eins der geöffneten Fenster und warf einen Blick hinauf zu dem dunkeln Himmel, von welchem Tausende von Sternen lächelnd auf sie herabschimmerten. Sie faltete die Hände und flüsterte ein stilles Gebet. Es war ein Gebet, während dessen sie sich selbst gänzlich vergaß, — so warm war es für den, den sie liebte.

Digitized by Google

Zweites Kapitel.

Was ist eine Krankheit? Ein Gedankenstrich im Leben des Menschen. Unsere Thätigkeit ist unterbrochen, unsere Pläne werden vernichtet, unsere kühnen Hoffnungen vereitelt, und wir liegen da, gequält von Schmerzen, gepeinigt vom Fieber, mit Feuer im Gehirn, Angst in der Seele und einer unerträglichen Unruhe im Blute. Mitten im Hinschreiten auf unserer Lebensbahn werden wir derselben entrissen. Wie sie ferner sich gestalten wird, wissen wir nicht eher, als bis der Gedankenstrich zu Ende ist, und entweder das Leben den Satz weiter fortspinnt, oder der Tod denselben mit einem Punkt abschließt.

Drei Tage, nachdem die Verwundeten nach Mazulip gebracht worden, gab es blos noch deren zwei zu pflegen. Den Vicomte hatte der Tod hinweggerafft.

Es war dies ein schlimmes Omen, meinten die abergläubischen Sklavinnen. Man konnte es als ausgemacht betrachten, daß, ehe die andern Verwundeten Mazulip verließen, noch fernere zwei Menschenkinder vom Tode umarmt werden würden. Daß dies die Kameraden des Todten sein müßten, zog niemand in Zweifel; aber die menschlichen Berechnungen erwiesen sich diesmal, wie dies oft der Fall ist, als falsch.

Digitized by Google

Ein Tag, und endlich eine Woche nach der andern verging, ohne daß der Tod etwas von ſich hören ließ. Im Gegentheil gingen ſowol Stjernkrona als St.-Sue mit ſichern Schritten der Geneſung entgegen.

Lucie und Eſtelle hatten die Aufgabe übernommen, ihre Pflegerinnen zu ſein. Während die Patienten durch das heftige Fieber aller Beſinnung beraubt waren, wachten Eſtelle und Lucie abwechſelnd; denn ſie fürchteten, daß die Diener ihre Pflicht nicht gehörig erfüllen würden. Es ſchien, als ob beide von ganz andern Beweggründen als ausſchließlichem Mitleid getrieben würden.

Die alte Nizama, welche wegen ihrer außerordentlichen Geſchicklichkeit in der Krankenpflege bekannt war, verweilte faſt fortwährend in dem Krankenzimmer.

Der Raum unſerer Erzählung geſtattet nicht, daß wir uns bei den vielen großen oder kleinen Gelegenheiten aufhalten, welche ſich hierbei Eſtellen ſowol als Lucien darboten, um ihre ungleiche Gemüthsart an den Tag zu legen.

Wir überſpringen daher einige Wochen. Die Kranken ſind nun ſoweit, daß ſie als Reconvaleſcenten zu betrachten ſind. Sie haben das Krankenlager verlaſſen, um auf der Terraſſe friſche Luft zu athmen.

St.-Sue, der bei weitem nicht ſo ſchwer verwundet geweſen wie Wilhelm, war auch eher wieder zu Kräften gekommen, und während letzterer noch auf die Terraſſe hinausgetragen werden mußte, konnte der Marquis, auf einen Stock geſtützt, hinauswandern und ſogar eine kleine Promenade machen.

Während der nun verfloſſenen ſechs Wochen war Graf von Eſtrier nicht zurückgekommen, ſondern verweilte immer noch auf Martinique. Eſtelle war auf dieſe Weiſe alleinige Herrſcherin auf Mazulip. Sie hatte ganz vergeſſen, daß es ein Weſen auf der Welt gab, welches ihr Gatte genannt ward. Für ſie gab es blos *einen* Menſchen, und was nicht *er* war, das ward vergeſſen, gerade als ob es gar nicht exiſtirt hätte.

Digitized by Google

Seit zwei Monaten waren Wilhelm und St.-Sue unter Eſtellens Dach. Zwei ganze Monate hatte Wilhelm die ſchöne Frau täglich geſehen, war von ihr gepflegt worden, und hatte in den dunkeln Augen geleſen, welche Schätze von Zärtlichkeit ihr Herz für ihn barg.

Sowol während des Fieberwahnſinns als ſeitdem er wieder mit geſunden Augen um ſich blicken konnte, hatte daſſelbe bezaubernde Bild ihm liebevoll entgegengelächelt. Mit jedem Tage, welcher die Geneſung förderte, hatte ſeine Neigung einen immer ſtärkern und beſtimmtern Charakter angenommen, ſodaß ſie ſeine Seele vollſtändig beherrſchte. Der Schmerz der Wunden, das Peinliche, was für ihn darin lag, daß er dem Schauplatz ſeiner Thätigkeit und Ehre entriſſen worden, alles ward vergeſſen, und er überließ ſich blos dem Augenblick und der immer größern Gewalt, welche Eſtelle über ihn ausübte.

Er ſah, daß er geliebt ward. Er las es in ihren Blicken, in allen ihren Bewegungen, in ihrem Lächeln; aber noch war kein einziges Wort geſprochen worden, welches das rein Poetiſche, was in der Liebe, ehe ſie ſich erklärt hat, liegt, hätte entweihen können. Gewiß iſt dies das ſchönſte Stadium in der Regierung des kleinen Gottes über das Menſchenherz.

Auch Eſtelle fühlte und ſah, daß ſie Wilhelm theuer war; alles an ihm ſagte ihr dies. Für eine Seele wie die ihrige lag in dieſem Stillſtand etwas Peinliches, etwas, was reizte und marterte. Sie fühlte das Bedürfniß, das Geſtändniß ſeiner Liebe zu hören, um dann ebenfalls ihr Herz zu öffnen und ihm zu zeigen, welche Schätze es barg.

Mit innerm Beben und glühender Leidenſchaft wartete ſie auf dieſen Augenblick; aber Wilhelm zögerte immer noch, den ſchwachen Schild, den das Schweigen gewährte, zu zerbrechen.

Eſtellens Feuerſeele konnte dieſes ſein Benehmen, oder das romantiſch Bezaubernde in dieſem ſtummen Austauſch

Digitized by Google

der Gefühle nicht fassen. Sie verstand nicht Wilhelm's Zartgefühl und ebenso wenig die Schüchternheit, die ihn abhielt, sich der Geliebten zu nähern. Sie konnte nicht begreifen, daß er glücklich sein könnte, ohne es sich anders zu wünschen.

Wilhelm dagegen, der sie nun täglich sah, den Laut ihrer Stimme hörte, und in ihren Augen lesen konnte, fühlte sich mit diesem Glück zufrieden.

Er war noch nicht soweit hergestellt, daß er sein Ruhesofa verlassen konnte, sondern mußte auf die Terrasse oder in den Salon getragen werden, wenn er den Nachmittag mit den beiden Damen zubringen wollte.

Digitized by Google

Drittes Kapitel.

An einem hellen, sehr heißen Tage, nachdem die Mahlzeit vorbei war, trugen die Diener Wilhelm hinaus auf die von dichtbelaubten Bäumen beschattete Veranda.

Estelle saß in halbliegender Stellung auf einer weichen Matte, welche für sie auf den Boden gebreitet worden.

Lucie saß auf einem der bequemen Rohrstühle der Veranda, ganz nahe dem Sofa, auf welchem Wilhelm lag.

Der Marquis hatte auf einer der Stufen Platz genommen, und sagte mit seinem gleichzeitig scherzenden und bedeutsamen Lächeln:

„Von hier aus präsentirt sich die Veranda wie ein Gemälde in einen Rahmen von Laubwerk eingefaßt. Allerdings bilden Sie drei auch eine Gruppe, welche wohl verdiente, gemalt zu werden. Sie, Madame, halb liegend, meinem nordischen Freund gegenüber, gleichen einer Gestalt aus der orientalischen Sagenwelt. Es ist als ob Sie durch eine Laune des Schicksals auf die Erde herabgesendet worden wären, um in den Falten Ihres schwarzen Haarmantels die Glückseligkeit des Himmels oder die Qual der Hölle mit sich zu führen. Man liest auf Ihrer Stirn, daß Sie über den Himmel von

Digitized by Google

Martern nachdenken, welche Sie unter uns Sterblichen auszutheilen beabsichtigen, und man fühlt sich versucht zu wünschen, daß Sie in eine Statue Ihres eigenen Ich verwandelt werden möchten, ehe man Zeit gehabt hat, in Ihr Himmelreich eingeführt zu werden."

„Ach, Marquis!" rief Estelle lachend. „Beginnen Sie nun wieder Ihre alten Feindseligkeiten, und dies, obschon ich Sie mit so großer Aufmerksamkeit gewartet und gepflegt!"

„Was Sie da sagen, Madame, ist ein Irrthum. Sie haben uns nicht gepflegt; Sie haben blos — Fräulein Lucie bewacht."

„Bravo! Sie sind undankbar."

„Das ist ein Fehler, den ich, wie Sie sich erinnern werden, von jeher gehabt habe", antwortete St.-Sue mit Nachdruck.

Ein leichtes Zucken in Estellens beweglichen Zügen bewies, daß er sie jetzt an etwas Unangenehmes erinnerte. Dennoch lächelte sie unmittelbar darauf.

„Wer hat Sie denn gepflegt, wenn Sie nicht zugeben wollen, daß ich es gewesen sei?" fragte sie.

„Madame, dies habe ich ja schon gesagt, als ich erklärte, Sie hätten Fräulein Lucie bewacht. Dieser haben wir unsere Rückkehr in dieses Leben zu danken, wenn dies nämlich überhaupt etwas ist, wofür man zu danken nöthig hat."

„Ich bitte Sie, Marquis, mich mit dieser Ehre zu verschonen", bemerkte Lucie. „Ich habe ganz einfach Estellen beigestanden."

„Mein Fräulein, ich habe durchaus nicht die Absicht, Ihnen zu danken", versicherte der Marquis; „denn in Wahrheit gesprochen, ich glaube, Sie würden uns einen weit größern Dienst erwiesen haben, wenn Sie die Güte gehabt hätten, uns unserm Schicksal zu überlassen. Ich habe niemals eine große Passion für das Leben gehabt, und mich stets unangenehm überrascht gefühlt, wenn ich

Digitized by Google

zu demſelben zurückgekehrt bin. Das Beſte für mich und meinen Freund wäre geweſen, zu ſterben."

„Ich bin wirklich ganz Ihrer Meinung, Marquis", ſagte Lucie mit ſo eigenthümlicher Betonung, daß Wilhelm ſie überraſcht anſah.

Fräulein von Outrouville ſaß zurückgelehnt in ihrem Stuhl. Sie trug ebenſo wie Eſtelle ein dünnes Muſſelinkleid. Das von allem Puder freie Haar wogte um ihre alabaſterweißen Schultern herab. Dies gab in Verbindung mit ihrem etwas zurückgelehnten Haupte ihrer Erſcheinung etwas wirklich Edles. Auf ihrem Antlitz ruhte eine warme Roſenfarbe, und die Lippen umſpielte ein wehmüthiges Lächeln. Sie war in dieſem Augenblick ſo ſchön, daß Wilhelm's Augen mit unwillkürlicher Bewunderung auf ihren Zügen weilten.

„Warum theilen Sie die Meinung des Marquis?" fragte er.

Es geſchah höchſt ſelten, daß Wilhelm Lucie anredete. Warum? Wahrſcheinlich hatte dies ſeinen Grund darin, daß es etwas gab, was ihn abhielt, ſich ihr zu nähern. Er glaubte ſelbſt, er zürne ihr wegen des Verſprechens, welches ſie ihm in Breſt abgenommen; hätte aber Wilhelm ſein Inneres erforſcht, ſo würde er gefunden haben, daß dem nicht ſo war, ſondern daß etwas ganz anderes zum Grunde lag. Wilhelm war Lucie gegenüber ſchüchtern, und es war ihm faſt peinlich, daß ihr Bild ſich plötzlich zwiſchen ihn und Eſtelle ſtahl.

Doch kehren wir jetzt wieder zu dem Geſpräch zurück.

„Deshalb, mein Herr, weil der Tod der höchſte Gewinn des Lebens iſt", antwortete Lucie, und heftete ihre großen blauen Augen auf Wilhelm. „Niemand weiß, welche Leiden uns beſchieden ſind, und es kann ja leicht geſchehen, daß Sie eines Tags mit Verzweiflung im Herzen wünſchen, jetzt geſtorben zu ſein."

„Gott weiß, ob das geſchehen wird", ſagte Wilhelm mit ſeinem heitern Lächeln. „Der Tod iſt ja, bei Licht

Digitized by Google

beſehen, weiter nichts als eine feige Deſertion von den Beſchwerlichkeiten des Lebens. Man gibt ſich ſozuſagen dem Feinde gefangen."

„Aber dieſer Feind macht dennoch fortwährend Jagd auf uns, und wir wiſſen im voraus, daß er uns früher oder ſpäter in ſein Kielwaſſer ſchleppen wird", fiel der Marquis ein. „Deshalb iſt es ganz einerlei, wann es geſchieht."

„Durchaus nicht!" rief Eſtelle. „Ehe wir vor dem Tod die Flagge ſtreichen, müſſen wir von dem Leben etwas gewonnen haben, wofür es der Mühe gelohnt hat zu leben."

Wilhelm's Blick heftete ſich auf Eſtelle. Ihre Augen begegneten ſich.

„Und was wäre dies?" fragte der Marquis.

„Was?" wiederholte ſie, ſenkte aber dabei die Augen und ſpielte nachdenklich mit einer Blume, die ſie gepflückt. „Was anders als die Liebe?" ſetzte ſie nach einer kurzen Pauſe hinzu.

Die einfachſten Worte können zuweilen durch die Betonung, mit welcher ſie ausgeſprochen werden, eine ganz eigenthümliche Bedeutung erhalten. So war es auch jetzt. Es lag in Eſtellens Ton etwas, in deſſen Folge ihre drei Zuhörer, wie von einem elektriſchen Schlage getroffen, zuſammenzuckten, und gleichwol hatte ein jeder dieſe Antwort erwartet.

Eſtelle warf den Kopf empor, und ſetzte lachend hinzu: „Mein Gott, ich glaube, meine Worte haben Sie erſchreckt?"

„Nicht die Worte", fiel der Marquis ein, „wohl aber die Lippen, welche dieſe Worte ausgeſprochen."

„Sind dieſe denn ſo häßlich?" fragte Eſtelle. „Oder haben Sie die Abſicht, wieder ein Scharmützel mit mir zu beginnen? In dieſem Falle ſchlage ich vor, daß wir für heute Frieden ſchließen, und daß Sie lieber wieder die Beſchreibung des Gemäldes aufnehmen, von welchem Sie bisjetzt blos mein Bild gezeichnet."

Digitized by Google

„Sehr gern", ſagte der Marquis, indem er ſeinen Blick auf Wilhelm heftete. „Mein Freund, der Baron, der hier, die Augen auf Sie richtend, auf dem Sofa ruht, iſt ein Bild der Kraft und Vernunft in der Gefangenſchaft der Thorheit. Man ſieht, daß er ein Kind des Nordens iſt. Seine Seele hat mehr Aehnlichkeit mit dem Erz des Eiſens als mit der Lava des Vulkans, und ſeine Lebhaftigkeit hat ihren Glanz von dem Nordlicht, nicht von der Sonne entlehnt. Durch irgendeinen Zauber iſt ſeine Seele von ſo heißen Elementen umarmt worden, daß ſie das Herz ſchmelzen und in einen Feuerſtrom verwandeln, welcher, nachdem er erkaltet, hartes Eiſen wird, aus welchem man Waffen ſchmiedet. Sie beide gehören zwei verſchiedenen Zonen an, und paſſen ebenſo gut zuſammen als der Nordpol und der Südpol."

„Das ſoll mit andern Worten heißen, daß Sie auf Ihrem Gemälde den Nord- und den Südpol einander gegenübergeſtellt haben, um —"

„Um begreiflich zu machen, daß Sie nicht für einander paſſen."

„Ach, Marquis, Sie erſchrecken mich förmlich!" rief Eſtelle lachend. „Uebrigens bin ich der Meinung, daß die beiden Pole bei einem ſolchen Rendezvous einſehen ſollten, daß ſie einzig und allein füreinander ſind. Welche Rolle theilen Sie denn Lucie auf dieſem famoſen Gemälde zu, wo ich und der Baron ſchon die unſere bekommen haben?"

„Dem Fräulein gebe ich keine", ſagte der Marquis. „Sie iſt die einzige, welche ſich ſelbſt gleich bleibt und an den Himmel erinnert."

Wieder zuckte es in Eſtellens Antlitz. Ein Schatten, ſo dunkel wie die Wogen ihres Haars, zog darüber, als ſie in dieſem Augenblick bemerkte, daß Wilhelm's Augen auf Lucie weilten. Es war dies ſeit einer Stunde das zweite mal. Eſtellens Blut begann zu kochen.

Digitized by Google

„Lucie iſt ſchön", dachte ſie. „Ich kann es nicht ertragen, daß er ſie anſieht."

„Beſter Marquis", ſagte Lucie lächelnd, „Sie werden wol keinen ſolchen Gemeinplatz äußern wollen, daß ich einem Engel gleiche. In dieſem Falle wäre ich Ihnen für das Compliment nicht ſonderlich dankbar. Engel in Menſchengeſtalt ſind niemals meine Paſſion geweſen."

„Nicht?" rief Eſtelle. „Du mit deinen Kloſtermanieren ſollteſt gleichwol dafür ſchwärmen."

„Es gibt ja ſo vieles, was wir thun ſollten, aber nicht thun", antwortete Lucie heiter; „und du mußt entſchuldigen, daß ich von dieſer Regel keine Ausnahme mache."

Lucie erhob ſich und ging die Terraſſe hinab. St.-Sue folgte ihr, ſich auf ſeinen Stock ſtützend.

„Erlauben Sie, Fräulein Lucie, daß ich Sie begleite?" fragte er.

„Und wenn ich es nun nicht erlaubte?"

„So würde ich Sie dennoch begleiten."

„Nun, dann iſt meine Erlaubniß ja völlig überflüſſig."

Sie wanderten den breiten Gang hinab.

Eſtelle und Wilhelm waren nun allein.

„Glauben Sie immer noch, daß unſer Charakter unſer Schickſal iſt?" fragte Eſtelle nicht ohne eine gewiſſe Unſicherheit in ihrer Stimme. Nur einigemal hatte es ſich während der Zeit, welche Wilhelm auf Mazulip bisjetzt zugebracht, getroffen, daß er und ſie miteinander allein geweſen waren.

„Feſter als jemals", antwortete Wilhelm, und ſah ſie mit einem Ausdruck an, in welchem ſeine ganze Seele lag.

„Und dies trotz alles deſſen, was Ihnen das Gegentheil beweiſen ſollte?"

„Madame, was meinen Sie mit dieſem *alles*?"

„Die Ereigniſſe, welche ſeit unſerer Trennung in

Breſt geſchehen ſind", ſagte Eſtelle, während ihr das Herz die Bruſt zu ſprengen drohte.

„Dieſe Ereigniſſe ſind ja blos eine Folge davon, daß ich mich in den Strudel von Vorgängen ſtürzte, bei welchen ich mein Leben und meinen Körper ſtets auf den Glückswurf der feindlichen Kugeln ſetzte. Daß ich verwundet ward, war ein Umſtand, dem ich nicht entgehen konnte, da mich ja mein eigener Wunſch in die Arme des Kriegs geführt hatte."

„Allerdings; aber erinnern Sie ſich wol Ihrer Worte, die Sie in Breſt zu mir ſagten, und welche ich wiederholte, als Sie mir zum Abſchied die Hand küßten?"

„Ob ich mich dieſer Worte entſinne? Madame, es wäre ja unmöglich, dieſelben zu vergeſſen."

„«Wir ſehen einander nie wieder», ſagten Sie", flüſterte Eſtelle, „und dennoch ruhen wir jetzt hier auf einer und derſelben Veranda. Wir brauchen blos die Hand auszuſtrecken, um ſie einander zu reichen, und zwar nach Verlauf von nur einem Jahre, nachdem jenes niemals ausgeſprochen worden."

Sie lächelte, indem ſie eine Bewegung mit der Hand machte, als ob ſie ihm dieſelbe wirklich reichen wollte. Wilhelm erhob ſich heftig, um ſie zu faſſen und mit einigen Worten, die ſchon lange auf ſeinen Lippen geſchwebt, wenn er ihren von Zärtlichkeit ſtrahlenden Blicken begegnet war, zu beantworten, was ſie geſagt, als in dieſem Augenblick eine Stimme ganz in ſeiner Nähe rief:

„Keine ſo heftigen Bewegungen!"

Sein ausgeſtreckter Arm ward von etwas Schwarzem und Knotigem gepackt.

Eſtellens emporgehobene Hand ſank nieder, und ſie warf einen funkelnden Blick auf die unwillkommene Störerin.

Es war die alte Nizama, welche, unbemerkt von allen, zuſammengekauert hinter dem Rohrſofa geſeſſen hatte.

Digitized by Google

„Was machst du hier?“ rief Estelle ungeduldig.

„Ich wache bei meinem Patienten, Madame“, antwortete Nizama mit grinsendem Lächeln. „Solange seine Wunden nicht geheilt sind, ist es durchaus nothwendig, daß man bei ihm wache, wie ich merke.“

Estelle erhob sich rasch, und ging an das entgegengesetzte Ende der Veranda. Sie drückte die Hand gegen die Brust, wie um ihrem Zorn Einhalt zu thun. Eine lange Weile blieb sie so stehen, dann kehrte sie zu Wilhelm zurück, setzte sich auf den Stuhl, welchen Lucie verlassen, und sagte:

„Nun, was meinen Sie zu diesem Spiel des Schicksals? War es Ihr Wille oder Ihr Charakter, der Sie nach St.-Vincent führte? War es nicht vielmehr der Zufall?“

„Sie huldigen dem Fatalismus, Madame.“

„Allerdings, und ich werde dies thun, bis man mir bewiesen hat, daß wir nicht einem unausweichlichen Schicksal unterworfen sind. So zum Beispiel ist es nach meiner Meinung schon längst im Buche des Schicksals geschrieben gewesen, daß wir uns hier begegnen sollten. Als wir uns trennten, hielt ich es für gewiß, daß mein Aufenthalt in Frankreich noch ein paar Jahre dauern würde. Statt dessen verließen wir Brest schon eine Woche nach Ihnen. Weder Sie noch ich hatte dies vorausgesehen.“

„Das ist wahr, Madame; aber dennoch ist dieser Zufall weiter nichts als eine Folge unserer Charaktere und der dadurch hervorgerufenen Handlungen. Hätte ich mich nicht beeilt, auf den Kriegsschauplatz zu gelangen, so hätte ich Sie nicht wiedergesehen, ich wäre nicht verwundet worden, und Ihnen folglich nicht in den Weg gekommen.“

„Nein, unser Schicksal wollte, daß wir uns wiedersehen sollten! Hätten wir auch die Hände in den Schos gelegt, so würden wir doch von der Flut der Ereignisse dahin geführt worden sein, wohin diese gewollt hätten.“

Digitized by Google

„Nicht die Ereigniſſe, ſondern die Leidenſchaften würden dies gethan haben.“

„Es wird Ihnen niemals gelingen, mich von der Wahrheit Ihrer Behauptung zu überzeugen“, ſagte Eſtelle, und wendete ſich dann zu Nizama mit den Worten:

„Bringe Limonade. Ich ſterbe vor Durſt.“

Die alte Sklavin erhob ſich aus ihrem Verſteck, und beeilte ſich, dem Befehl zu gehorchen.

„Ich habe“, hob Eſtelle wieder an, „irgendwo, ich weiß nicht wo, geleſen, daß die Liebe unſer eigentliches Schickſal ſei. Was meinen Sie zu dieſer Behauptung?“

„Daß eine große Wahrheit darin liegt“, antwortete Wilhelm und ſah ſie an. Ein friſches Lächeln kräuſelte ſeine Lippen. „Die Liebe iſt ja etwas, was von uns ſelbſt ausgeht. Die Stärke oder Tiefe unſerer Gefühle beſtimmt ja unſern Charakter, und auf dieſe Weiſe iſt es ſtets dieſer, welcher unſerm Schickſal Geſtalt und Richtung gibt.“

„Die Stärke unſers Gefühls hängt aber nicht von uns ſelbſt ab, ſondern von der Perſon, die uns zum Leben erweckt. Um Feuer zu entzünden, müſſen wir erſt Feuer haben, das bemerken Sie wohl.“

„Das läßt ſich allerdings nicht leugnen; aber, Madame, wir lieben blos das Weſen, welches im Stande iſt, die Töne anzuſchlagen, die in unſerm Herzen wiederklingen, das heißt, die im Stande ſind, einem geahnten, früher noch nicht gefundenen Bild, welches wir uns geträumt, Form zu geben. Dieſe Fähigkeit, von dem Schönen bezaubert werden zu können, iſt etwas, was blos gewiſſen Charakteren eigen iſt, und deshalb lieben dieſelben —“

„Das Meer und den Krieg!“ rief St.-Sue, indem er auf die Veranda trat. „Madame, ich kann Ihnen verſichern, daß mein Freund beſſer an Bord eines Kriegsſchiffs taugt, als hier in weichlicher Ruhe auf einem indiſchen Balcon zu liegen.“

Digitized by Google

Eſtelle warf einen finſtern, unheimlich leuchtenden Blick auf St.-Sue.

„Sie glauben mir nicht!“ rief er. Sie haben unrecht. Dies will ich Ihnen beweiſen.“

Auch Wilhelm's Blick verrieth Misvergnügen, daß er geſtört worden.

„Sie können ſich dieſe Mühe erſparen, Marquis“, antwortete Eſtelle, verließ die Veranda, und ging in das Haus hinein.

St.-Sue warf ſich auf Frau von Eſtrier's Ruhematte, und ſagte lachend:

„Parbleu! Ich glaube, meine Erſcheinung iſt nicht ſonderlich angenehm geweſen. Ich wollte den Reſt meines zerſchoſſenen Beins verwetten, daß ich wie eine Bombe niederſchlug, gerade als Sie, lieber Freund, im Begriff ſtanden, Frau von Eſtrier anzuvertrauen, wen Sie liebten, wie Sie liebten, und was Sie liebten. Dergleichen Dinge muß man aber einer Dame niemals anvertrauen.“

„Nun, Sie verlangen doch nicht etwa, daß ich ſie einem Mann anvertraue?“ entgegnete Wilhelm, nicht ohne einen gewiſſen Grad von Ungeduld.

„Warum nicht? Sie riskiren dabei weniger, das verſichere ich Ihnen bei meiner Ehre.“

„Das iſt wol möglich, aber ich gewinne auch weniger dabei“, antwortete Wilhelm lächelnd.

„Wiſſen Sie denn, was Sie gewonnen haben würden, wenn Sie Frau von Eſtrier dieſe vertrauliche Mittheilung wirklich gemacht hätten?“

„Marquis!“ rief Wilhelm, und ward feuerroth.

„Mon cher baron, Sie machen ſich lächerlich, wenn Sie ſich ärgern. Wir können, ſolange ich mit meinem Stock und Sie mit dem Sofa vermählt ſind, einander doch nicht den Degen in den Leib rennen; deshalb wird es am beſten ſein, dieſes Thema ohne alle Hitze zu discutiren.“

Digitized by Google

St.-Sue warf einen spähenden Blick auf die Vorhänge vor den Thüren der Veranda.

„Sie horcht", dachte er, und fuhr dann laut fort: „Ja, der Gewinn für Sie wäre kein anderer gewesen, als daß Sie kopfüber in den Abgrund des Verderbens gestürzt wären! Solchen Frauen, wie unserer liebenswürdigen Wirthin, vertraut man dergleichen Geheimnisse niemals an. Dieselben werden von ihnen stets gemisbraucht. Lieben Sie soviel wie Sie wollen; aber behalten Sie das Geheimniß für sich selbst, und hüten Sie sich, diese kleine, gelbe Sammttatze mit Ihrem Herzen spielen zu lassen. Es geht Ihnen dann ganz wie der Maus, die in die Klauen der Katze gerathen ist."

„Aber, Marquis, ist es wol ritterlich von Ihnen, auf diese Weise von einer Dame zu sprechen, von der Sie soviel Güte zu einer Zeit erfahren, wo —"

„Ich mich derselben nicht entziehen konnte, unterbrach der Marquis. „Hätte man mir die Wahl freigestellt, mich entweder von einem Haifisch verschlingen oder von Frau von Estrier pflegen zu lassen, so würde ich das erstere vorgezogen haben. Ihre Pflege und Fürsorge ist von mir durchaus nicht begehrt worden, und sie hat auch, beim Lichte besehen, mir keine dergleichen gewidmet. Uebrigens, bester Baron, sind Sie so dankbar, daß dies für uns beide hinreicht, und ich folglich der Mühe überhoben bin, es ebenfalls zu sein."

Hier wurden sie von Estelle unterbrochen, welche, von Lucie begleitet, wieder auf der Veranda erschien. Der Marquis erhob sich sofort; Estelle aber sagte, während sie ihn bewog, Platz zu behalten:

„Bleiben Sie sitzen, Marquis; Sie entwickelten soeben eine so gewaltige Beredsamkeit, daß ich Sie nicht aus einer Stellung bringen möchte, welche im Stande gewesen ist, Sie so zu begeistern."

„Ich wußte nicht, daß Sie horchten, Madame!" sagte der Marquis mit gutgespielter Bestürzung.

Digitized by Google

„Ich habe nicht gehorcht, mein Herr! Ich vernahm blos den Laut Ihrer Stimme, und dieſelbe klang ganz ſo, als ob Sie eine Vorleſung hielten.“

„Dies war auch der Fall, und ich kann Ihnen verſichern, Madame, daß das, was ich ſagte, im höchſten Grade erbaulich war, denn ich führte die Sprache der Klugheit.“

„Und der Baron?“ fragte Eſtelle, indem ſie ſich nach Wilhelm herumdrehte.

„Hörte mich mit großem Intereſſe an“, fiel St.-Sue ein.

„Ich bitte Sie, Madame, glauben Sie ihm nicht; denn wenn das, was er ſagte, klug iſt, ſo will ich lieber närriſch ſein“, verſicherte Wilhelm lachend.

„Soeben iſt der Graf angelangt“, meldete in dieſem Augenblick ein Diener.

„Der Graf!“ wiederholten unſere ſämmtlichen vier Perſonen, und zwar mit verſchiedenem Ausdruck, als ob eine jede ſich erſt hätte beſinnen müſſen, wer der Graf eigentlich ſei.

Es dauerte nicht lange, ſo hörte man ſchwere Tritte in dem Salon, und gleich darauf trat der Graf auf die Veranda heraus.

Lucie war bei Nennung ſeines Namens bleich geworden. Eſtelle machte eine Bewegung mit den Schultern, als ob ſie ſagen wollte: „Was geht das mich an?“

St.-Sue warf einen forſchenden Blick erſt auf Lucie und dann auf Eſtelle. Wilhelm's Miene verrieth einen nichts weniger als angenehmen Eindruck.

Auf dieſe Weiſe ward der reiche Beſitzer von Mazulip nach einer dreimonatlichen Abweſenheit an ſeinem Herde empfangen.

Digitized by Google

Viertes Kapitel.

Die bezaubernden Augen der Nacht blickten auf Mazulip herab. Alles war ſtumm und ſtill. Der Engel des Schlafs hatte mit ſeinem Frieden die Unruhe des Tags abgelöſt, und das Menſchenherz in holden Schlummer gewiegt. Allerdings war hier und da an den Fenſtern ein Lichtſchimmer zu bemerken; ſicherlich aber rührte derſelbe von den Nachtlichtern in den verſchiedenen Schlafzimmern her, denn im ganzen Hauſe herrſchte vollkommene Ruhe. Mit ganz verſchiedenen Gefühlen hatte ein jedes ſich ſchlafen gelegt.

Die plötzliche Rückkunft des Grafen hatte bei allen, mit Ausnahme Eſtellens, Gedanken erweckt, die ſich mehr oder weniger um den ſchweigſamen Beſitzer von Mazulip drehten.

Vor Wilhelm's Seele trat unwillkürlich das letzte Diner in dem Hotel Outrouville.

St.-Sue dagegen dachte:

„Nun werden wir ſehen, was geſchieht.“

Was Lucie empfand, wiſſen wir nicht; aber bleich war ihre Wange und unruhig ihr Auge.

Eſtellens einziger Gedanke war:

Digitized by Google

„Mein Gott, wie unerträglich, nun dieſes Geſicht wiederſehen zu müſſen!“

Alles war in das tiefſte Schweigen verſenkt, als eine weißgekleidete Geſtalt ſich die Treppe nach der obern Etage hinaufſchlich, und mit lautloſen Tritten den Weg nach den Zimmern des Grafen von Eſtrier einſchlug.

Ohne alles Geräuſch ward die Thür geöffnet, die von dem Corridor nach dieſen Zimmern führte. Die Geſtalt ſchritt durch das erſte Zimmer, ſchlug den weichen, ſeidenen Vorhang der in das Innere führenden Thür auf die Seite, und trat über die Schwelle.

Auf einem dunkelrothſeidenen Divan ausgeſtreckt lag Graf von Eſtrier, und rauchte eine Cigarre. Die ſonſt halbgeſchloſſenen Augen ſtanden jetzt offen, und blickten mit lebhaftem, blitzendem Ausdruck gerade vor ſich hin. Die ſonſt ſo trägen Geſichtsmuskeln beſaßen in dieſem Augenblick eine energiſche Elaſticität. Sein ganzes Ausſehen war vollkommen verändert. Es ſchien, als wäre das Innere des Grafen jetzt von ganz andern Elementen beherrſcht als Gleichgültigkeit und Trägheit. Seine Bruſt hob ſich unruhig, und die auf dem Divan ruhende, geballte Hand bewies, daß ein heftiger Zorn dieſes ſonſt ſo träge Blut in gewaltſame Wallung ſetzte.

Die weiße Geſtalt blieb eine lange Weile auf der Schwelle ſtehen, und betrachtete ihn.

So wie er jetzt von der Deckenlampe beleuchtet dalag, war ſeine äußere Erſcheinung eine ganz vortheilhafte. Sein Geſicht war belebt, und man ſah, daß dieſer Koloß eine Seele hatte.

„Charles!“ rief die weiße Geſtalt leiſe.

Der Graf drehte den Kopf herum, und warf einen Blick auf die Thür.

„Ah, Lucie! Ich erwartete dich“, ſagte er, und fuhr ſich mit der ſoeben noch geballten Hand über die Stirn.

„Du erwarteteſt mich?“ fragte Lucie, und ging auf ihn zu.

Digitized by Google

„Ja, ich war überzeugt, daß du dich nicht eher zur Ruhe begeben würdeſt, als bis du mit mir geſprochen hätteſt. Was wünſcheſt du?"

„Das Schickſal hat unglücklicherweiſe jenen Mann dir wieder in den Weg geführt, und —"

„Du kommſt in der Hoffnung, mir Geſetze vorſchreiben zu können, nicht wahr?" fragte der Graf, indem er ſich erhob, und nun in ſeiner ganzen Länge vor Lucie ſtand. In dumpfem Tone ſetzte er hinzu: „Wir ſind jetzt nicht in Breſt, Fräulein von Outrouville."

„Nein, wir ſind in Mazulip, das weiß ich. Hier ſind Mord und Verbrechen an der Tagesordnung. Charles, es iſt genug mit denen, die hier begangen worden; noch mehrere dürfen nicht verübt werden."

„Glaubſt du?" fragte der Graf, und ſah ſie mit düſterm Blicke an.

„Ich glaube es nicht, ich bin davon überzeugt, und deshalb folgte ich dir hierher. Du ſagteſt einmal, mein Anblick erinnere dich an unſere Mutter. Wie von ihr geſendet, ſtehe ich jetzt vor dir und —"

„Bitteſt, daß ich dieſen Schweden ſchone, nicht wahr?"

„Ja!" entgegnete Lucie, ergriff die Hand ihres Bruders und fuhr in bittendem Tone fort: „Du wirſt, du darfſt ihm nichts zu Leide thun! Charles, mit meinem Leben würde ich ihn retten, wenn ich könnte."

Der Graf betrachtete ſie mit einem langen Blick.

„Du liebſt ihn wol?" fragte er dann.

Lucie ſchwieg. Ein Blitz wilder Freude flog über das Geſicht des Grafen. Er faßte Lucie heftig am Arme.

„Antworte mir! Liebſt du dieſen Mann?"

Lucie brach in Thränen aus.

„Und wenn ich dies nun thäte?" ſtammelte ſie.

„Nun dann würde ich ihn vielleicht ſchonen!" entgegnete der Graf, indem er ihren Arm losließ und murmelnd hinzuſetzte: „Einen Todten zu beweinen, iſt bitter; den Verluſt des Herzens aber zu beweinen, welches man

Digitized by Google

einmal beſeſſen, iſt noch bitterer. Selbſt die Hölle hat keine gräßlichere Qual!"

Er warf ſich auf den Divan nieder, und hob in klarem, deutlichem Tone wieder an:

„Ich weiß, daß Eſtelle dieſen Mann liebt."

Lucie machte eine Bewegung, wie um ihn zu unterbrechen.

„Es kann nichts nützen, wenn du mir widerſprichſt", fuhr der Graf fort. „Ich weiß es. Sie liebt ihn wild, heftig, ungeſtüm, mit einem Worte ſo, wie nur ſie lieben kann. Seine Liebe iſt für ſie das Leben, der Verluſt derſelben weit bitterer als der Tod. Wohlan, Lucie, willſt du ihm das Leben retten?"

„Ja, ich will es ihm retten, müßte ich auch zur Verrätherin an meinem eigenen Bruder werden."

„Bah! Das würde zu nichts führen. Weder Richtblock noch Schande würde mich von dem zurückhalten, was ich einmal beſchloſſen. Verſtehe wohl! Auf dieſer Inſel ſind deine Drohungen ohnmächtig. Ich werde ihn tödten, und zwar vor ihren Augen."

„Charles!" rief Lucie, und faßte ihn mit dem Ausdruck der Verzweiflung am Arme.

„Schweig und höre mich an", fuhr der Graf fort. „Du liebſt dieſen Mann, welcher für Eſtellen alles iſt. Es gibt blos ein Mittel, ihn zu retten."

„Und dieſes iſt?" ſtammelte Lucie mit farbloſen Lippen.

„Daß du ſeine Liebe erwirbſt!"

Mit einer Geberde der hoffnungsloſeſten Verzweiflung warf Lucie ſich in einen Lehnſeſſel, und bedeckte das Geſicht mit den Händen.

Der Graf fuhr fort:

„Ich wünſche, daß Eſtelle mit jeder Stunde, mit jedem Tage ihn heißer und leidenſchaftlicher lieben lerne; aber Wehe ihm, wenn er dieſe Liebe auch nur mit einem Wort erwidert! Beſäße er auch tauſend Leben,

Digitized by Google

so raubte ich sie ihm doch alle. Es gibt nichts, was ihn dann noch retten könnte."

Der Graf schwieg. Es trat eine lange Pause ein. Endlich richtete Lucie den Kopf empor, und sagte mit Anstrengung:

„Wie lange gibst du mir Zeit, seine Liebe zu gewinnen?"

„Ich gebe dir vier Wochen", antwortete der Graf. „Wenn nach Verlauf dieser Zeit seine Augen noch mit demselben Ausdruck, den sie heute Abend hatten, auf Estelle ruhen, wenn er während dieser Zeit ihr seine Liebe gestanden, dann muß er sterben. Und nun, gute Nacht, liebe Schwester. Ich bin wirklich großmüthig. Ich schenke dir einen ganzen Monat, um dir Liebe zu erwerben, dein Glück zu schaffen, und ihm das Leben zu retten. Mehr kannst du nicht verlangen. Als Französin solltest du kaum den achten Theil dieser Zeit gebrauchen, um einen Mann zu fesseln."

Der Graf ging in sein Schlafzimmer.

Lucie blieb unbeweglich sitzen.

„Einen Monat!" stammelte sie, und faltete die Hände. „Ha! Wenn ich den Unglücklichen von hier fortbringen könnte!"

Digitized by Google

Fünftes Kapitel.

Als am nächstfolgenden Morgen die Sonne am Himmel auftauchte, und mit ihren lächelnden Strahlen Mazulip beleuchtete, trat Lucie auf die Veranda heraus.

Alles ruhte noch. Ihre matten Augen verriethen, daß sie diese Nacht nur wenig geschlafen hatte. Sie war von Nizama begleitet.

„Wie geht es heute mit deinem Patienten?" fragte Lucie.

„O, ziemlich gut. Er schläft noch."

„Glaubst du nicht, daß er Mazulip bald verlassen könne?"

„Nein, das glaube ich nicht, denn bei der mindesten Unvorsichtigkeit würde die Wunde wieder aufgehen", antwortete die alte Negerin. „Uebrigens kann er doch auch nicht davonfliegen, und es ist nun geraume Zeit, daß wir kein französisches Schiff hier zu sehen bekommen haben. In sechs bis acht Wochen wird er jedoch hoffentlich so weit sein, daß er, wenn sich dann eine Gelegenheit zur Abreise bietet, diese benutzen kann."

„Erst in sechs Wochen? Ach, mein Gott, bis dahin kann viel geschehen!" seufzte Lucie.

Digitized by Google

„Allerdings", sagte Nizama; „aber Sie können doch nicht erwarten, daß er eher fortkomme, denn wenn er auch selbst es wollte, so würden doch weder die Gräfin noch der Graf ihm erlauben, Mazulip eher zu verlassen, als bis er vollkommen wiederhergestellt ist. Der Graf hat ganz kürzlich erst Befehl gegeben, daß niemand ohne sein Vorwissen Mazulip verlasse, und daß die Fremdlinge mit der größten Umsicht und Aufmerksamkeit abgewartet und gepflegt werden sollen."

„Gut!" sagte Lucie, verabschiedete die Negerin, und blieb sodann in tiefe Gedanken versunken sitzen. Sie überlegte, wie unmöglich es für sie zu sein schien, als Estellens Nebenbuhlerin aufzutreten, besonders da bei Wilhelm alles zu erkennen gab, daß sein Herz fest an ihr hing. Man konnte sagen, daß seine Gefühle jetzt die Mittagshöhe ihrer Glut erreicht hatten. Indessen, Lucie war Französin, und zwar Französin mit edelm, muthigem Herzen und hohem Sinn. Es konnte daher, wenn es eine edle That zu übernehmen galt, keine Schwierigkeiten für sie geben.

Während Lucie ihre Stärke und die des Feindes zu überrechnen suchte, waren die übrigen Bewohner von Mazulip erwacht, und auf die kühle Veranda trat erst St.-Sue und dann Estelle heraus.

„Wie geht es heute mit Ihrem Freund?" fragte letztere dem Marquis.

„Seine Wunde ist nicht auf guter Laune, und der arme Junge infolge dessen nicht sehr heiter."

„Was sagen Sie, Marquis? Geht es schlimmer mit ihm?"

„Ja, Madame. Die Luft ist hier viel zu heiß, als daß sie dienlich sein könnte, wenn es sich um die Heilung von Wunden handelt. Das Blut schlägt zu hohe Wogen", setzte er mit feinem Lächeln hinzu.

„Ich sollte aber im Gegentheil meinen, daß die

Digitized by Google

gemächliche Ruhe, welcher man sich hier überläßt, eine solche Wirkung nicht äußern könnte", antwortete Estelle.

„Die Ruhe in Ihrer Nähe, Madame, ist schädlicher als die größten Strapazen während einer Schlacht."

Estelle schleuderte dem Marquis einen so drohenden Blick zu, daß derselbe einem Blitzstrahl glich.

In diesem Augenblick trat der Graf auf die Veranda heraus. Sein Gesicht verrieth durch nichts, daß während der Nacht sich gewaltige Gemüthsbewegungen darin wiedergespiegelt hatten.

Man nahm ein leichtes Frühstück ein, während dessen der Graf stumm war wie das Grab. Er schwieg und aß. Als das Mahl beendet war, verließ er die Gesellschaft. Lucie zog sich in ihre Zimmer zurück, und St.-Sue näherte sich der Thür, um zu Wilhelm zurückzukehren; Estelle hielt ihn aber mit den Worten zurück:

„Bleiben Sie, Marquis; ich bitte darum."

„Sehr gern, Madame", entgegnete er, indem er umkehrte und auf sie zuging.

Estelle hatte sich auf ein Sofa geworfen. Mit zurückgelehntem Kopfe, in muthwilliger und doch graziöser, halbliegender Stellung betrachtete sie das schöne Gesicht des jungen Franzosen mit einem höchst eigenthümlichen Blick.

„Sehen Sie nicht ein, Herr Marquis, daß zwischen uns eine Erklärung stattfinden muß?" begann Estelle.

„Nein, Madame, das sehe ich durchaus nicht ein", versicherte St.-Sue lächelnd, zog einen Stuhl an das Sofa und setzte sich. „Ich habe Ihnen keine Erklärung zu machen, und vermuthe auch, daß Sie nicht die Absicht haben, mich durch eine solche aus Ihrem Munde bloßzustellen."

„Marquis, lassen Sie den Scherz jetzt ruhen. Ich habe Sie heute nicht gebeten, dazubleiben, um eine Stunde zu verplaudern, sondern um ernstlich zu sprechen."

„Um ernstlich zu sprechen! Mein Gott, Madame,

Digitized by Google

wie konnten Sie auf eine solche Idee kommen! Ernst und ich passen nicht zusammen."

„Aber dennoch verlange ich jetzt, daß Sie mich nicht blos anhören, sondern auch meine Fragen ehrlich beantworten", fiel Estelle heftig ein.

Der Marquis verneigte sich, und Estelle bezwang ihre Heftigkeit, indem sie in sanfterm Tone und den Marquis ansehend hinzusetzte:

„Ihre Galanterie wird Ihnen sicherlich nicht erlauben, den Wunsch einer Dame unerfüllt zu lassen."

„Schlange!" dachte St.-Sue, und richtete seinen Blick von der Sirene hinweg nach der Decke des Zimmers. Laut antwortete er:

„Ich bin Ihr Sklave, Madame, dafern es sich blos um Ehrlichkeit bei Beantwortung einer Frage handelt. Verlangen Sie aber nicht, daß ich mit einer jungen, liebenswürdigen Dame ernste Dinge spreche."

„Sie sagten liebenswürdig?"

„Ja, Madame, und ich nehme mein Wort nicht zurück."

„Warum nannten Sie mich so?"

„Deshalb, weil alle Sie lieben."

„Alle? Folglich auch Sie?"

„Ich thue stets das Gegentheil von dem, was andere thun."

Estelle zuckte zusammen. Ihr Gesicht veränderte sich. Der verführerische Ausdruck, den sie ihren Zügen gegeben, verschwand, und eine Glut des Zornes legte sich darüber.

„Schön, Marquis, nun sind wir da, wohin ich wollte. Antworten Sie mir: Was beabsichtigten Sie mit dem, was Sie gestern zu Ihrem Freunde sagten? Hoffen Sie vielleicht, ihn —"

„Dadurch klug zu machen? Nein, ich wünschte blos ihm dadurch den Abgrund zu zeigen, in welchen er im Begriff steht, sich zu stürzen. Meine Absicht war nicht,

Digitized by Google

ihn der Gewalt zu entreißen, welche Sie ausüben, sondern ihn ganz einfach vor einem Feind zu warnen."

„Vor einem Feind, sagen Sie? Bin ich denn der Feind Ihres Freundes?"

„Mehr als sonst jemand, denn Sie werden seinen Seelenfrieden vernichten."

„Geben Sie wohl Acht, was Sie sagen!"

„War es nicht Ehrlichkeit, was Sie wünschten?"

„Ja, und ich werde dieselbe nun ordentlich auf die Probe stellen. Antworten Sie mir: Sind Sie in völligem Ernst mein Feind?"

„Ja, Madame, in vollem Ernst", versicherte St.-Sue mit einer artigen Verbeugung. Ich hatte mir geschmeichelt, Sie würden nicht glauben, daß ich scherzte, als ich mich so nannte. Es ist mir deshalb unmöglich gewesen, meinen Freund sich gänzlich entwaffnen lassen zu sehen, ohne seine Aufmerksamkeit auf das unglückliche Schicksal zu lenken, welches ihn erwartet."

„Hüten Sie sich, Marquis! Sie wissen, wenn es Ernst werden sollte, nicht, mit welchem Feind Sie sich eingelassen haben!" rief Estelle.

„Ich bitte um Verzeihung, gerade dies weiß ich eben", entgegnete St.-Sue lächelnd.

Estelle legte ihre Hand auf seinen Arm und sagte:

„Glauben Sie mir, Sie thäten besser daran, wenn Sie mein Freund wären, und mir nicht entgegenarbeiteten."

„Unmöglich; dann wäre ich erst recht verloren."

„Als wirklicher Feind werde ich furchtbar."

„Furchtbar sind Sie stets, Madame; aber Sie wissen, ich fürchte mich nicht so leicht."

„Wir haben also einander den Krieg erklärt?" sagte Estelle, gleichsam bei diesen Worten verweilend.

„Mit Ihrer Erlaubniß, ja, Madame."

Der Marquis faßte ihre Hand, die auf seinem Arme

Digitized by Google

lag, und küßte ſie mit einer Miene, als ob er die verbindlichſten Dinge von der Welt geſagt hätte.

„Ehe der Kampf jedoch zum Ausbruch kommt, müſſen Sie, der Sie die Feindſeligkeiten eröffnet haben, erklären, was dieſelben hervorgerufen hat", hob Eſtelle wieder an.

Nur mit großer Anſtrengung vermochte ſie ihre äußere Ruhe beizubehalten.

„Wenn zwei Großmächte miteinander in Fehde gerathen, ſo pflegt gewöhnlich kein vernünftiger Grund dazu vorhanden zu ſein. So kann es ja auch mit uns geſchehen. Wir ſind Feinde deshalb, weil wir es wahrſcheinlich ſein müſſen, vielleicht auch deshalb, weil wir nie etwas anderes geweſen ſind."

„Ach, Marquis, Sie wollen doch wol nicht behaupten, daß wir ſtets Feinde geweſen ſeien?" entgegnete Eſtelle mit eigenthümlichem Lächeln.

„Allerdings, Madame, wir haben ſtets miteinander in Streit gelegen."

„Das iſt mehr als ich mich entſinnen kann."

„In dieſem Falle will ich Ihrer Erinnerung nachhelfen", ſagte der Marquis, ſtützte ſich auf die Sofalehne und fuhr fort: „Wahrſcheinlich entſinnen Sie ſich noch unſerer erſten Begegnung in Paris."

„Allerdings. Ich intereſſirte mich damals ſehr für Sie."

„Sie belieben zu ſchmeicheln, Madame. Erlauben Sie, daß ich fortfahre. Man hatte viel von Ihnen geſprochen. Ich war neugierig, die Dame zu ſehen, welche ſo großes Aufſehen erregte, und hatte mir im voraus vorgenommen, mich niemals zu der Zahl Ihrer Bewunderer zu geſellen. Ich ſah Sie, ich fand Sie ſchön; aber weiter nichts. Alle beteten Sie an, nur ich nicht. Von daher datirt ſich unſer Kampf, Madame, dies wiſſen Sie."

Digitized by Google

„Ich verstehe Sie nicht", sagte Estelle, als er schwieg. Ihre Lippen bebten.

„Erlauben Sie mir, das Gegentheil zu behaupten", antwortete der Marquis. „Sie verstehen mich nur zu gut. Es gab eine Zeit, wo Sie mich haßten. Es war dies damals, als ich Paris verließ. Sie wissen vielleicht nicht mehr, was ich beim Abschied zu Ihnen sagte, als Sie mich zum Bleiben zu überreden suchten, nicht wahr nicht?"

Der Marquis sah Estellen mit einem höchst eigenthümlichen Lächeln an, und fuhr dann fort:

„Meine Worte waren: Das Glück, welches Sie bieten, fürchte ich, denn es paßt nicht für mich. Lieber will ich mir eine Kugel durch den Kopf jagen, wenn ich ihm nicht auf andere Weise entrinnen kann."

„Sie haben ein gutes Gedächtniß, mein Herr", fiel Estelle ein. Ihre Brust hob sich unruhig, und die dunkeln, wunderbaren Feuerflammen auf ihrer Stirn verriethen, daß sie heftig aufgeregt war.

„Darin liegt eben meine Stärke, Madame", fuhr der Marquis fort. „In Brest sahen wir einander wieder, und Sie vergaßen Ihren Haß über der Laune, welche Sie an den Schweden fesselte. Jetzt aber, Madame, hoffe ich, daß er mit verdoppelter Stärke wiedererwacht ist."

„Vergessen Sie nicht, daß Sie selbst es so gewollt haben", sagte Estelle.

„Ich hatte ja soeben erst die Ehre, zu sagen, daß ich niemals vergesse", antwortete der Marquis lachend, erhob sich und ging auf eine der geöffneten Glasthüren zu, indem er in gleichgültigem Tone sagte:

„Es ist hier eine drückende Hitze, und ich habe von jeher geglaubt, daß der Tod mich unter dem Himmel Westindiens treffen würde. Was glauben Sie, Madame?"

„Sollten Sie vielleicht an der Wärme sterben?" fragte Estelle in spöttischem Tone.

„Was weiß ich? Vielleicht sterbe ich an einem Glas

Digitized by Google

Limonade!" entgegnete St.-Sue, indem er sich umdrehte, Estelle ansah und in heiterm Tone hinzusetzte: „In diesem Falle soll mein Freund Vollstrecker meines Testaments werden. Ich beabsichtige, es ihm versiegelt anzuvertrauen, und ihn zu beauftragen, es zu öffnen, sobald ich meinen letzten Seufzer ausgehaucht haben werde."

„Und wen ernennen Sie zu Ihrem Universalerben?" fragte Estelle.

„Stjernkrona. Wissen Sie, was er erben wird?"

„Ihr Vermögen."

„Dieses existirt nicht mehr."

„Irgendein Familienkleinod?"

„Nein, Madame. Er wird den Namen der Person erben, welche meinen letzten Trank gemischt hat."

Mit diesen Worten verneigte er sich vor der schönen Frau, und verließ das Zimmer.

Estelle folgte ihm mit einem langen und unerklärlichen Blick. Es lag weder Haß noch Bestürzung in diesem Blick, sondern eher ein Ausdruck von Milde. Sie lächelte als er verschwand, hüpfte auf dem Sofa empor und schüttelte ihr schönes Haupt.

„Ach, mein lieber Marquis", sagte sie bei sich selbst, „deine Macht ist viel zu unbedeutend, als daß sie einen Vergleich mit der meinigen auszuhalten vermöchte. Immer lebe du! Ich bin es nicht, die dir deinen letzten Trank mischt. Aber wenn er mich nun verriethe? Wenn er nun Wilhelm sagte, was zwischen ihm und mir vorgegangen?"

Estelle blieb in der Mitte des Zimmers stehen und faltete die Hände.

„Dann — aber nein, er wird es nicht thun", fuhr sie fort. „Er ist dazu viel zu sehr Edelmann. Er wird schweigen und er soll leben. Wenn man so liebt wie ich, dann hat man blos einen Gedanken, einen Wunsch, nur eins, wofür man lebt und athmet."

Digitized by Google

Sechstes Kapitel.

Nach dem Diner finden wir die Bewohner von Mazulip, mit Ausnahme des Grafen, wieder auf der großen und von Laubwerk beschatteten Veranda versammelt.

Der Marquis und Lucie saßen an einem kleinen Tisch, auf welchem eine Menge Musikalien lagen.

Man war im Begriff, einige Gesangspiecen auszuwählen, welche Lucie vorzutragen versprochen. Während die Beiden damit beschäftigt waren, hatten sie Platz auf der entgegengesetzten Seite von der genommen, wo Wilhelm und Estelle saßen, und waren von diesen so weit entfernt, daß das, was sie sagten, von jenen nicht erlauscht werden konnte.

„Marquis, kann ich darauf rechnen, daß Sie mein Freund sind?" hob Lucie an.

„Welch eine Frage! Ich halte die Beantwortung derselben für ganz überflüssig. Sie sollten mich nun wohl kennen, Fräulein von Outrouville."

„Da haben Sie recht. Ich weiß nun, daß Sie nicht blos ein Freund, sondern daß Sie auch ein treuer Freund sind, und deshalb müssen Sie ein Bündniß mit mir schließen.

„Gegen wen?"

„Gegen Estelle."

Digitized by Google

„Und was soll dadurch bewirkt werden?"

„Daß keine Erklärung zwischen ihr und dem Baron erfolge."

„Aber was Sie da verlangen, ist ja beinahe unmöglich."

„Es gibt nichts, was unmöglich wäre."

„Dies aber dürfte doch wol dazu gerechnet werden. Wie wollen Sie ein paar Verliebte abhalten, sich gegeneinander auszusprechen? Dies ist ja ebenso unmöglich, als wenn Sie dem Sturme Schweigen gebieten wollten. Und was beabsichtigen Sie damit? Ihre Schwägerin zu retten? Diese will sich nicht retten lassen. Erlauben Sie mir daher zu sagen: Sie sind noch sehr jung, Sie kommen erst aus dem Kloster, und Sie kennen weder die Welt noch die Menschen. Sie glauben dem Bösen vorbeugen zu können, laufen aber dabei blos Gefahr, Ihren eigenen Frieden zu opfern, ohne etwas zu gewinnen. Was in Ihren Augen ein Verbrechen ist, wird von der Person, zu deren Schutzengel Sie sich machen wollen, nicht als ein solches betrachtet. Bemerken Sie wohl, wir leben in einer Zeit, wo man viel zu liberal ist, um sittlich zu sein."

„Sind Sie nun fertig?"

„Ja, mit einer förmlichen Abhandlung über dieses Thema will ich Sie verschonen."

„Und ich bin Ihnen dafür verbunden. Sie weigern sich also, mein Bundesgenoß zu werden?"

„Durchaus nicht, aber es wird ein ganz zweckloser Bund sein, denn der Feind ist so überlegen, daß es nicht einmal der Mühe lohnt, einen Angriff zu wagen."

„Wer weiß?" sagte Lucie mit einem eigenthümlichen Lächeln.

„Nun meinetwegen. Wenn Sie Aussicht haben, zu siegen, dann schweige ich. Der Kampf wird mir auf jeden Fall Vergnügen machen. Es gefällt mir, eine Gegnerin wie Frau von Estrier zu haben. Sie in Schach zu hal-

Digitized by Google

ten und endlich matt zu ſetzen, wäre bei meiner Ehre eben ſoviel werth, als ein Kriegsſchiff in Grund gebohrt zu haben."

„Alſo, Marquis, Sie werden mir beiſtehen?"

„Ja, ich verſpreche es", entgegnete der Marquis, indem er Lucie die Hand reichte.

„Ich danke."

„Welche Rolle ſoll ich ſpielen?"

„Sie müſſen ſo manövriren, daß Sie die Erklärung, die jeden Augenblick auf den Lippen Ihres Freundes ſchwebt, verhindern."

„Gut; aber wenn mir dies auch einige Tage lang glücken ſollte, ſo würde meine Mühe zuletzt dennoch vereitelt werden."

„Nein, das wird nicht der Fall ſein; denn Zeit gewonnen, alles gewonnen."

„Fräulein von Outrouville, glauben Sie wirklich, die Liebe zwiſchen dem Baron und Frau von Eſtrier vernichten zu können?"

„Ja, ich hoffe es. Merken Sie wohl, Marquis, es iſt nicht Eſtelle, ſondern Ihr Freund, den ich retten will, damit er nicht —"

„Direct ins Himmelreich verſetzt werde", fiel der Marquis lachend ein.

„Dorthin wird er, hoffe ich, auch kommen, ohne das Schickſal des Herzogs von X. theilen zu müſſen", unterbrach ihn Lucie in ernſtem Tone.

Der Marquis ſah ſie eine Weile an, dann ſagte er in ſeinem gewöhnlichen, leichtfertigen Ton:

„Ich theile Ihre Hoffungen; aber es kann ja geſchehen, daß während wir plaudern, der Feind den Platz, den wir zu vertheidigen beabſichtigen, ſchon genommen hat."

„O nein", antwortete Lucie, „ich habe Acht darauf gegeben."

„Sie!"

„Wundern Sie ſich darüber?"

Digitized by Google

„Ja, das gestehe ich. Sonst ist es in der Regel blos die Liebe oder der Haß, was bei Ihrem Geschlecht die Aufmerksamkeit schärft."

„Wol möglich. Sie glauben vielleicht, daß ich die einzige bin, welche jene Personen beobachtet."

„Ja, denn ich bin es wenigstens nicht."

„Haben Sie gute Augen, Marquis?" fragte Lucie nachlässig, indem sie in den Musikalien blätterte.

„O ja, und wenn ich will, so sehe ich mehr als man wünscht, daß ich sehe."

„Und was Sie nicht sehen, errathen Sie, nicht wahr?"

„Ja wohl."

„Nun, so bemühen Sie sich einmal jetzt zu sehen, nicht blos mit den Augen, sondern auch mit Ihrer Divinationsgabe."

„Ich werde mein Bestes thun."

„Betrachten Sie die dichte Laubwand, welche die Terrasse umgibt; aber thun Sie es, ohne sich merken zu lassen, daß Sie es mit Interesse thun."

Der Marquis lehnte sich in seinen Rohrstuhl zurück, und warf einen anscheinend höchst gleichgültigen Blick auf die angewiesene Stelle.

„Nun, mein Fräulein, was folgt weiter?" fragte er dann.

„Betrachten Sie genau das Laub gerade der Fontaine gegenüber.

Lucie reichte, indem sie dies sagte, dem Marquis ein Notenheft. St.-Sue nahm es, und warf darüber hinweg einen scharfen Blick auf die angedeutete Stelle. Er bemerkte nun sofort, daß das undurchdringliche Laubwerk auf diesem Punkt getheilt war, obschon ganz unbedeutend. Ein dunkler Körper, der sich dahinter befand, machte, daß das Tageslicht nicht durch die Oeffnung drang.

„Aha, dort steckt ein Späher", sagte der Marquis lächelnd, und reichte Lucie das Heft. „Die Sache fängt an, interessant zu werden", setzte er hinzu, und sah Lucie an.

Digitized by Google

„Es iſt aber eine ſehr betrübende Sache", entgegnete Lucie mit einem Seufzer, indem ſie ſich zugleich erhob und in den Salon hineinging.

St.-Sue näherte ſich Wilhelm und Eſtelle, während er dachte:

„Die Fäden verwirren ſich. Um ſo beſſer. Nun wird es aber nothwendig werden, nach allen Seiten ſcharf auszuſchauen, um zu wiſſen, welchen Curs man einzuhalten hat."

Während Lucie und St.-Sue ſich miteinander beſprachen, hatten Eſtelle und Wilhelm miteinander über Ehre und Ehrgeiz disputirt. Eſtelle hatte ſelbſt dieſes Geſpräch begonnen; aber nur in der Hoffnung, es von dieſem Gebiet auf ein anderes übertragen zu können.

Mit jugendlicher Wärme ſchilderte Wilhelm die gewaltige Leidenſchaft, welche macht, daß der Menſch, um Lorbern zu erringen, ſein Leben tauſendmal aufs Spiel ſetzt. Vor Wilhelm's enthuſiaſtiſchem Gemüth ſtand dieſe Leidenſchaft als etwas Hohes und Edles, ohne daß er des Niedrigen und Verwerflichen gedachte, was die Ehrſucht in ihrem Schoſe birgt.

Eſtelle hörte ihn mit großer Aufmerkſamkeit an. Ja, ihr Herz pochte gewaltig bei ſeinen Worten; aber nicht deshalb, weil ſie ſein Gefühl verſtanden oder getheilt hätte, ſondern deshalb, weil ſie mit der gewöhnlichen Einſeitigkeit des Weibes alles auf das Einzige hinleitete, was ſie intereſſirte.

„Wenn er ein untergeordnetes Gefühl mit ſolchen Worten ſchildern kann", dachte ſie, „wie würde er da nicht erſt die Liebe malen! Möge es koſten, was es wolle, ſo muß ich ſeine Lippen ausſprechen hören, was ſein reiches Herz birgt. Dieſer Zuſtand kann und darf nicht länger dauern. Ich will wiſſen, wie er mich liebt, und ich werde es auch erfahren."

Wilhelm, der gänzlich von dem jetzt in Frage befangenen Gegenſtand erfüllt war, glaubte in Eſtellens ſtrah-

Digitized by Google

lenden Augen zu leſen, daß ſie ſeine Begeiſterung theilte. Endlich ſagte er:

„Ohne Ehrgeiz wäre die Schöpfung todt und alles Geſchaffene gefühllos. Das Bedürfniß nach dem Beifall unſerer Mitmenſchen iſt der Urſprung aller Künſte, aller Heldenthaten und aller Größe; ohne dieſes gäbe es nichts Schönes und Edles. Der Mann, der ſeine Seele nicht von Ehrgeiz ergriffen fühlt, iſt der Unglücklichſte, denn er kennt nicht die Kraft, welche aus uns etwas mehr als Menſchen macht, und uns Gott näher bringt."

„Aber theilen Sie da dem Ehrgeiz nicht eine allzu große Rolle zu? Wenn er wirklich einen ſolchen Einfluß ausübte, dann bedürften wir ja keine andern Gefühle, um uns durchs Leben zu leiten", fiel Eſtelle ein.

„Wir leben nicht blos für große Thaten, ſondern wir brauchen auch Glück", antwortete Wilhelm. „Der Ehrgeiz iſt der Beherrſcher der Seele, die Liebe iſt die Beherrſcherin des Herzens. Erſterer beſtimmt unſere Rolle in der Geſellſchaft, letztere im Privatleben. Sehr oft, Madame, laſſen wir letztere die Herrſchaft ſo gänzlich an ſich reißen, daß erſtere der Vergeſſenheit anheimfällt."

„Und es wäre auch nicht gut, wenn dem nicht ſo wäre", meinte Eſtelle, der es nun gelungen war, das Geſpräch dahin zu leiten, wohin ſie es haben wollte. „Der Menſch muß lieben, um das Leben zu verſtehen."

„Ach, Madame, welch ein bezauberndes Bildniß von ſich ſelbſt ſind Sie in dieſem Augenblick!" rief St.-Sue, indem er auf die beiden zukam.

Eſtelle zuckte zuſammen. Ihre Augen blitzten, und ein eigenthümliches Beben des Zorns durchzitterte alle ihre Glieder.

„Ein Bildniß, ſagen Sie?" wiederholte ſie.

„Ja, denn Sie ſelbſt ſind Sie in dieſem Augenblick nicht."

Eſtelle biß ſich auf die Lippe.

Digitized by Google

Siebentes Kapitel.

„Ist die Wahl der Gesänge getroffen?“ fragte Wilhelm, den St.-Sue's Dazwischenkommen auch nicht sonderlich angenehm zu berühren schien, der aber trotzdem dem Gespräch eine andere Wendung geben wollte.

„Ja; Fräulein von Outrouville wird uns sogleich mit dem Vortrage derselben erfreuen“, antwortete der Marquis und ließ sich auf einen Stuhl nieder.

„Es ist sonderbar, daß wir Fräulein von Outrouville's Gesang nicht schon früher zu hören bekommen haben“, bemerkte Wilhelm, um nur etwas zu sagen.

„Allerdings; Fräulein Lucie gehört aber nicht zur Zahl derer, die mit ihren Schätzen glänzen wollen. Nicht wahr, Madame, sie ist ebenso anspruchslos und talentvoll als schön?“

„Dieser Vergleich hinkt, mein Herr“, antwortete Estelle. „Die Schönheit ist etwas, was vom Geschmack abhängt; mit den Talenten aber ist das Verhältniß ein anderes. Sie, zum Beispiel, finden Lucie schön; aber es ist ungewiß, ob der Baron diesen Ihren Geschmack theilt.“

Estelle wendete sich zu Wilhelm, und sagte mit einem Blick, der sie selbst *mehr als schön* machte:

Digitized by Google

„Wie finden Sie ma belle-soeur? Iſt ſie ſchön?“

„Madame, in dieſem Augenblick wäre es mir unmöglich, dies zu beſtimmen“, ſagte Wilhelm, von ihrem Blick völlig bethört.

„Verlangen Sie nicht etwas ſo Ungereimtes!“ fiel St.-Sue ſcherzend ein. „Mein Freund iſt ja eben jetzt im beſten Zuge, das Leben zu verſtehen, und hat daher das Leben ſelbſt vergeſſen.“

„Sie haben wol gehorcht?“ fragte Eſtelle, und warf St.-Sue einen herausfordernden Blick zu.

„Nein, ich habe blos Ihre letzten Worte im Fluge erhaſcht, und hätte große Luſt, dieſelben mit den Worten Piron's zu beantworten: «Die Liebe iſt ein Räthſel, und der Tod die Löſung deſſelben.»“

„Piron war ſicherlich auf ſchlechter Laune, als er dieſes Paradoxon niederſchrieb“, meinte Wilhelm lächelnd, „ſonſt würde er geſchrieben haben: «Das Leben iſt ein Räthſel und die Liebe die Löſung deſſelben.»“

„Beweiſen Sie dies, wenn Sie können!“ rief St.-Sue.

„Beweiſen“, wiederholte Wilhelm lachend. „Wir haben ja hier kein mathematiſches Problem vor uns, ſondern eine Gefühlsſache. Wer den Beweis für das, was ich geſagt, nicht in ſeinem eigenen Innern trägt, der wird mich niemals verſtehen, möchte ich auch anführen, was ich immer wollte. Deshalb ſage ich blos, daß alles Schöne, alles Heilige und alles Poetiſche im Leben verklärt vor der Seele ſteht, wenn das Herz von Liebe erfüllt wird, und wer nicht erſt mit Leidenſchaft ein Weib geliebt hat, der kann weder Gott noch ſein Vaterland lieben.“

Wilhelm's Augen ruhten, indem er dies ſagte, auf Eſtelle.

„Bravo, mon cher!“ rief der Marquis. „Man hört wohl, daß Sie jung, unerfahren und erſt einundzwanzig Jahre alt ſind; denn da ſind dieſe Ideen richtig,

Digitized by Google

das heißt, weil die Gefühle und das Wohlgefallen noch nicht durch den Verstand und die Erfahrung aufgeklärt worden sind; denn sonst würden Sie vielleicht wissen, daß es nichts so Niedriges, so Verbrecherisches, so Verabscheuungswürdiges oder so Treuloses gibt, was nicht im Liebesrausche begangen worden wäre, um diese wahnwitzige Leidenschaft zu befriedigen."

„Marquis, was wagen Sie da zu behaupten!" fiel Estelle ein.

„Die Wahrheit, Madame."

„Beweisen Sie, daß dem so ist, sage ich nun meinerseits", bemerkte Wilhelm.

„Wovon sprechen Sie?" fragte Lucie, indem sie, mit einer Laute in der Hand, auf die Veranda heraustrat.

„Von etwas anderm als von der Liebe?" antwortete St.-Sue. „Es ist dies ein Thema, welches man, mag man weilen, wo man will, niemals müde wird zu variiren."

„Nun, so lassen Sie hören, Marquis, was Sie Schlimmes davon zu sagen haben", entgegnete Lucie lächelnd. „Etwas Gutes wird es nämlich höchst wahrscheinlich nicht sein."

„Da haben Sie allerdings recht. Nachdem ich aber das «göttliche Gefühl», wie man es nennt, angegriffen, räume ich Ihnen allen dreien das Recht ein, es zu vertheidigen."

„Seien Sie überzeugt, daß wir dies auch thun werden", versicherte Estelle.

„Daran zweifle ich nicht", antwortete der Marquis. „Aber, Madame, es könnte ja leicht in meinem Angriff so viel Wahrheit liegen, daß es schwer wird, dieselbe zu bestreiten. Im allgemeinen sind alle Discussionen zwecklos; sie dienen zu weiter nichts, als um die Zeit hinzubringen, ohne daß es einem gelänge, den andern zu überzeugen. Wir können aber eine Menge Beispiele von den verwerflichen Thaten anführen, welche unter dem

Digitized by Google

Einfluß dieſes ſo poetiſch beſungenen Gefühls begangen werden. Auf der einen Seite haben wir eine junge Frau, ſchön wie Sie, Madame. Sie iſt vermählt", fuhr St.-Sue fort, indem er ſeinen Blick auf Eſtelle heftete. „In dem Hauſe ihres Gatten weilt ein junger Mann, der alle mögliche Gaſtfreundſchaft genießt. Was geſchieht? Die Liebe, dieſer kleine hölliſche Dämon, erlangt Macht über ihn. Er verliebt ſich in die Gattin des Mannes, deſſen Gaſtfreund er iſt. Die Frau theilt ſeine Gefühle, und er verräth das Vertrauen des Mannes, unter deſſen Dach er weilt, deſſen Brot er ißt. Er beſudelt ſeine eigene Ehre, indem er den Mann um die Treue beſtiehlt, welche die Gattin ihm ſchuldig iſt, und er lohnt die ihm erwieſene Gaſtfreundſchaft durch Schande! Es iſt dies etwas, was alle Tage geſchieht", fuhr St.-Sue in ſeinem leichtfertigen Tone fort, „und deſſen wir uns alle mehr oder weniger ſchuldig machen; aber deswegen können wir nicht ſagen, daß darin etwas Edles, Schönes und Poetiſches liege, ſondern es iſt im Gegentheil etwas im höchſten Grade Verwerfliches, Strafbares und Erniedrigendes. Was will es ſagen, wenn wir während des Rauſches glauben, der Himmel ſei blauer, der Mond heller und der Weſtwind lieblicher, ſobald wir uns Handlungen geſtatten, welche uns ſelbſt vor unſerm beſſern Ich erniedrigen?"

„Und damit wollen wir ſchließen", ſagte Eſtelle mit der Miene der Ermüdung. „Sie haben die Liebe auf ſo wenig poetiſche Weiſe verleumdet, daß das Thema dadurch langweilig geworden iſt. Außerdem würde ich Ihnen auf Ihre Predigt geantwortet haben, daß ein ſtarkes und mächtiges Gefühl hoch über den kleinlichen Begriffen der Vorurtheile ſteht, und nicht nach dem gewöhnlichen Maßſtab beurtheilt werden kann. Die Allmacht der Liebe iſt uns von Gott gegeben, und er hat geſagt: «Je mehr du liebſt, deſto richtiger haſt du meine Abſicht in Bezug auf dein Daſein aufgefaßt.»"

Digitized by Google

„Hat Gott das wirklich zu Ihnen gesagt, Gräfin?“ fragte St.-Sue in spöttischem Tone.

„Ja, Marquis, er hat es in mein Herz niedergeschrieben“, antwortete Estelle.

„Dann schweig' ich“, antwortete St.-Sue, sich verbeugend.

Es trat eine Pause ein. Wilhelm's Miene war gedankenvoll. Zum ersten mal dachte er daran, daß, wie man auch die Sache betrachten mochte, Estelle doch jedenfalls die Frau eines andern war, und Pflichten gegen den Mann hatte, dessen Namen sie trug.

Zu diesen Gedanken gesellten sich andere, noch weniger angenehme, und die Worte des Marquis hallten in seinem Innern wieder, als ob ein Echo sie darin wiederholte.

Nach einer kleinen Weile ward das Schweigen durch einige auf der Laute gegriffene Accorde unterbrochen, und dann sang Lucie mit schmeichelndem Ausdruck ein schalkhaftes Liedchen, in welchem zwei Liebende den Begriff von Mein und Dein erörterten.

Luciens Stimme war weder sonderlich umfangreich noch stark; wohl aber lag darin etwas, was zum Herzen ging und das Ohr bezauberte.

Gleich bei den ersten Tönen hatten Wilhelm's Augen sich auf die Sängerin geheftet. Er konnte den Blick nicht abwenden von diesen Zügen, welche einen so gefühlvollen Ausdruck angenommen, daß es war, als sähe man die starken, vollen Schläge des Herzens durch diese so weiße, so reine Haut hindurch.

„Wie schön sie ist!“ dachte er.

Der Gesang schwieg. Luciens Augen fielen auf Wilhelm, eine Secunde lang begegneten sie sich, und es ward ihm ganz wunderbar im Herzen.

Luciens Blick machte einen so tiefen Eindruck auf ihn, daß es ihm vorkam, als ob die Erinnerung daran

Digitized by Google

unauslöſchlich werden müßte. Weder Zeit noch Entfernung könnten dem entgegenwirken, glaubte er.

Wie ganz anders war das, was er empfand, wenn Eſtellens Feuerblick ſich auf ihn heftete! Dieſer ſetzte das Blut in Flammen und beſchleunigte den Schlag der Pulſe. Lucie dagegen erweckte ganz andere Gefühle von weit ernſterer Beſchaffenheit.

Wilhelm kam es vor, als müßte der, welcher einmal von Lucie geliebt worden, ſie unwillkürlich als etwas Höheres und Edleres anbeten. Eſtelle dagegen war geſchaffen, um ſtürmiſche, aber vorübergehende Leidenſchaften zu erwecken.

Wie Eſtelle der Geſang gefiel, möchte ſchwer zu beſtimmen geweſen ſein. Als er zu Ende war, erhob ſie ſich raſch und ging hinab auf die Terraſſe. St.-Sue folgte ihr. Lucie und Wilhelm blieben allein.

„Warum haben Sie uns noch niemals vorher Ihren Geſang hören laſſen?“ fragte Wilhelm.

„Ach, ganz einfach deshalb, weil mich niemand dazu aufgefordert hat“, antwortete Lucie lächelnd und wollte die Laute weglegen.

Wilhelm ſtreckte die Hand aus und hinderte ſie daran mit den Worten:

„Ich bitte, laſſen Sie mich dieſes Lied noch einmal hören.“

„Heute Abend?“

„Ach ja, gleich jetzt.“

Lucie lächelte.

„Brauchen Sie es wirklich noch einmal zu hören, um zu lernen?“

„Nicht lernen will ich es, ich will blos noch einmal die reizenden Worte und die herrliche Stimme hören.“

Lucie ſang das Lied nochmals.

Eſtelle blieb auf der Terraſſe ſtehen und lauſchte. Dann kehrte ſie langſam zu den andern zurück. Mit

Digitized by Google

zerſtreuter Miene hörte ſie an, was St.-Sue ſagte. Bei der letzten Strophe, welche Lucie ſang, ſtand Eſtelle wieder auf der Veranda, aber ohne daß Wilhelm es bemerkte. Die Töne verhallten. Eſtelle wiederholte mit ihrer eigenen wunderbaren Stimme die Schlußworte des Liedes.

Wilhelm zuckte wie aus einem holden Traum erweckt zuſammen, und blickte zu Eſtelle auf. Luciens Wangen färbten ſich lilienbleich.

„Nun, Baron, wie gefällt Ihnen dieſe Definition von mein und dein?“ fragte Eſtelle und warf ſich auf ein Sofa nieder.

„Sie gefällt mir ſehr.“

„Mir auch. Die Idee iſt ſehr nett und hat das Verdienſt, nicht in die gewöhnliche Form geſchnürt zu ſein.“

„Und gleichwol behandelt ſie den gewöhnlichſten von allen Gegenſtänden“, meinte Wilhelm, der ſich nun wieder innerhalb des Zauberkreiſes befand, den Eſtelle um ſich zog.

„Sie meinen die Liebe“, entgegnete Eſtelle, indem ſie ſich in dem Sofa zurückwarf und Wilhelm anſah. „Von dieſer kann man ſagen: Ewig wechſelnd und ewig einerlei.“

„Niemals einerlei“, fiel Wilhelm ein. „Es gibt wahrſcheinlich nicht zwei Menſchen, welche auf ein und dieſelbe Weiſe lieben, und ebenſo wenig können wir annehmen, daß wir in unſerm Leben zweimal auf dieſelbe Weiſe lieben können.“

„Wie, Baron, Sie nehmen alſo an, daß wir mehr als einmal lieben können?“ fragte Eſtelle mit blitzenden Augen.

„Ja, Madame, und dies wird auch durch die Erfahrung bewieſen“, entgegnete Wilhelm, indem er ſie mit ſo friſchem, heiterm Ausdruck anſah, daß ſie ihn niemals

Digitized by Google

so schön gesehen zu haben glaubte. Dessenungeachtet war ihr Blick düster, als sie antwortete:

„Sie setzen also voraus, daß man das Wesen, welches man einmal geliebt, vergessen könne?"

„Nein, wohl aber setze ich voraus, daß, wenn das Schicksal die Liebenden so scheidet, daß Land und Meer zwischen ihnen liegen, sie dann beiderseitig einen Ersatz für das suchen können, was sie verloren haben."

„Und warum sollten Land und Meer sie scheiden?" fragte Estelle. „Sie, der Sie der Ansicht huldigen, daß wir den Gang der Ereignisse schaffen, Sie sollten weniger als irgendjemand davon sprechen, daß das Schicksal scheiden könne."

„Unter Schicksal verstehe ich hier die verschiedenen Umstände, in welchen die Liebenden infolge ihrer Charaktere sich befinden. Ich kann ja ein Weib lieben, anbeten und vergöttern, welches —"

„Sie gar nicht lieben sollten", fiel St.-Sue lachend ein. „Das wäre allerdings Ihre eigene Schuld, lieber Baron, und durchaus nicht die des Schicksals; darin haben Sie recht."

„Und dies beweist, wie unser Schicksal darin liegt, daß wir uns willenlos von dem Strom der Leidenschaft fortreißen lassen", sagte Lucie.

„Wol möglich, aber darin liegt auch unser Glück!" rief Estelle. „Mögen alle Qualen der Welt darauf folgen, dafern man nur im Stande ist, der Ewigkeit einen einzigen Augenblick des Glücks zu stehlen. Die Erinnerung daran wird dann das Unglück weniger hart erscheinen lassen und —"

„Uns dennoch ewiger Reue weihen", fiel Lucie ein. „Gestohlene Freuden sind keine echten Freuden. Unser Glück wird nicht auf den unhaltbaren Grund unserer Leidenschaften, sondern auf einem weit edlern erbaut. Wer auf Glückseligkeit hoffen will, muß im Stande sein, der Freude des Augenblicks zu entsagen."

Digitized by Google

„Entſagen!“ wiederholte Eſtelle. „Dieſes Wort kenne ich nicht, wohl aber kenne ich mein Herz als ein ſo reiches und ſo mächtiges, daß das Gefühl, welches es einmal erfüllen wird, hoch über alle dieſe kleinlichen Begriffe ſtehen wird, welche alles Große und Schöne in uns verſtümmeln. Ich werde den Muth haben, zu lieben.“

„Dieſen Muth, Madame, beſitzen wir wol alle“, fiel Wilhelm ein. Lucie und alles außer Eſtelle war jetzt für ihn verſchwunden.

„Nein, es gibt im Gegentheil ſehr wenige, die ihn haben“, antwortete Eſtelle.

„Ach, Madame, was wollen Sie damit ſagen?“ rief Wilhelm, der in Eſtellens Blick las, daß die Worte unmittelbar an ihn gerichtet waren.

Es kam ihm jetzt vor, als hätte er in dieſem Augenblick gern ſein Leben aufs Spiel geſetzt, um dadurch das Recht zu erkaufen, Eſtelle zu ſagen, wie innig er ſie liebte.

„Was ich damit ſagen will?“ wiederholte Eſtelle, indem ſie gen Himmel blickte und mit träumeriſchem Ausdruck in Stimme und Blick fortfuhr: „Bedürfen meine Worte wirklich einer Erklärung? Ich ſetzte voraus, daß Sie ebenſo wie ich einſähen, nur der habe den Muth zu lieben, der ſich nicht kleinlichen Vorurtheilen opfert, ſondern mit der Stärke ſeines Gefühls das Herz zu gewinnen ſucht, welches ihm theuer iſt. Feig iſt dagegen der, welcher weiß, daß er liebt, und der dennoch von andern Gedanken und Eindrücken ſo beherrſcht wird, daß er dadurch die Stimme des Herzens zum Schweigen bringen läßt. Wer dies thut, hat niemals verſtanden, was Liebe iſt, und verdient nicht, geliebt zu werden.“

„Aber Madame, ſind Sie da nicht zu ſtreng?“ fragte Wilhelm mit bewegter Stimme.

„Ich glaube es nicht. Wäre ich ein Mann und liebte ein Weib, dann verſicherte ich mich ihres Herzens, oder — ſchöſſe mir eine Kugel durch den Kopf.“

Digitized by Google

„Und als Weib, was würden Sie da thun?“ fiel St.-Sue in spottendem ironischen Tone ein:

„Wenn ich liebte, so würde ich dann warten, bis der Mann, dem ich meine Liebe geschenkt, mir bewiesen hätte, daß die seinige ebenso stark sei als die meinige. Ich könnte ihm nicht die Zärtlichkeit bieten, welche vor allen Dingen verlangt, daß er derselben würdig sei. Ich hätte Anspruch darauf, daß er darum bäte. Die Almosen der Launen, lieber Marquis, sind das, was man wegwirft oder ausbietet; der wirkliche Schatz aber wird verborgen gehalten und kann nur gegen einen von gleichem Werthe ausgetauscht werden.“

„Wie verschieden ist nicht die Auffassung eines und desselben Gegenstandes!“ bemerkte Lucie. „Ich meinestheils glaube, daß die Liebe, welche ebenso viel fordert, im höchsten Grad egoistisch ist, und daß dagegen das Herz, welches, ohne an sich selbst zu denken, sein eigenes Glück opfert, seinem göttlichen Ideal näher kommt. Lieben heißt sein eigenes Ich vergessen und blos für das Herz und in dem Herzen leben, welches man lieb hat.“

„Lucie, das verstehst du nicht“, rief Estelle beinahe ungeduldig, „sonst würdest du nicht so reden. Wir lieben nicht als Engel, sondern als Menschen, und ich werde auch lieben, wie meine Menschennatur und mein Frauenherz es verlangt, das heißt, ich werde meine Liebe als etwas betrachten, was ich niemals verschenke, sondern nur austausche.“

„Dann bist du in der Auffassung unseres schönsten Gefühls weiter nichts als Kaufmann“, meinte Lucie.

„Mag sein. Dies beweist blos, daß ich den Werth dessen fühle, was mein Herz birgt. Liebte ich auch einen Mann bis zur Vergötterung, und wollte er nichts thun, um mich von seiner Liebe zu überzeugen, so würde ich sein Bild als eine meiner unwürdige Schwäche aus meinem Herzen reißen.“

Digitized by Google

„Wenn aber dieſer Mann dich nicht liebte?“ ſagte Lucie.

„Würde wirklich ein Mann, den ich liebte, mich nicht lieben?“ fragte Eſtelle, indem ſie Lucie anſah.

„Ebenſo möglich wäre es Weſtindiens Boden ſeiner Glut zu berauben“, fiel Wilhelm in einem Tone ein, der nur allzu deutlich verrieth, was er dachte und fühlte.

In dieſem Augenblick näherte ſich Graf Eſtrier und brachte ein paar Gäſte mit, einen Plantagenbeſitzer und deſſen Sohn, die ſeine Nachbarn waren.

Das Geſpräch ward nun allgemeiner, und die beiden Fremden, ein paar Engländer, leiteten es auf das Gebiet der Politik über.

Eſtelle betheiligte ſich dabei wenig oder gar nicht. Während des Souper ſagte Wilhelm, der, auf den Arm des Marquis geſtützt, dieſen Abend zum erſten mal im Speiſeſaal erſchienen war, zu Eſtelle, während dieſe ihm vorlegte:

„Madame, Sie waren heute ſehr ſtreng.“

„Ich!“ rief Eſtelle, indem ſie ihn mit bezauberndem Lächeln anſah.

„Ja, Sie haben den Stab über mich gebrochen, und dennoch, wie ungerecht!“ antwortete Wilhelm. „Wann und wo werde ich Gelegenheit erhalten, Ihnen zu beweiſen, daß Sie mir unrecht gethan haben?“

Eſtelle ſah ihn ſchweigend an.

Wilhelm's Phantaſie war durch das Geſpräch erhitzt und machte ihn kühn. Eſtelle hatte durch ihre gleichzeitig ſtolzen und glühenden Worte ſein Gefühl ſo geſteigert, daß er in dieſem Augenblick nur eins vor ſich ſah, nämlich daß er ihr um jeden Preis beweiſen müſſe, er habe den Muth zu lieben, welchen ſie forderte.

„Schenken Sie mir einen, wenn auch noch ſo kurzen und flüchtigen Augenblick, um mit Ihnen aus der Tiefe meines Herzens ſprechen zu können“, flüſterte er.

Digitized by Google

„Und wenn ich Ihre Bitte bewilligte, was dann? Dieſelbe iſt ja durch meine Worte hervorgerufen worden und durchaus nicht aus Ihrem eigenen Herzen entſprungen.“

„Ach, Madame, das denken Sie nicht. Sie wiſſen das Gegentheil. Ihre Worte haben mir blos den Muth eingeflößt, mit einer Bitte hervorzutreten, die ich nicht früher an Sie zu ſtellen wagte.“

„Und was lag wol in meinen Worten, was —“

„Eſtelle, Mr. H. ſpricht mit dir!“ ſagte Lucie, indem ſie auf die beiden zukam.

„Ich werde dieſe Lucie noch förmlich verabſcheuen lernen“, dachte Eſtelle, während ſie ſich nach dem Engländer herumdrehte.

Als man ſich trennte, um ſich zur Ruhe zu begeben und einander Gute Nacht wünſchte, flüſterte Wilhelm der Gräfin zu:

„Werden Sie mich von ſich gehen laſſen, ohne meine Bitte erhört zu haben?“

„Nein, treffen Sie mich morgen nach dem Frühſtück in dem Salon“, antwortete Eſtelle mit unſicherer Stimme.

Als ſie einige Augenblicke ſpäter ſich in ihrem Schlafzimmer allein ſah, rief ſie mit wilder Freude:

„Endlich wird er mir ſagen, wie innig ich geliebt werde!“

Digitized by Google

Achtes Kapitel.

Als Wilhelm sich von Estelle getrennt hatte und in sein Zimmer kam, traf er Nizama hier. Sie reichte ihm ein kleines zusammengewickeltes Papier mit den Worten:

„Das Fräulein läßt durch mich um Antwort bitten."

„Das Fräulein!" wiederholte Wilhelm und wickelte das Billet auf. Luciens schönes, edles Bild trat lebhaft vor seine Seele.

Das Billet enthielt blos folgende Worte:

„Lucie von Outrouville wünscht morgen früh ganz zeitig, ehe man noch in Mazulip rege geworden ist, mit dem Baron Stjernkrona zu sprechen. Sie erwartet ihn auf dem Balcon linker Hand."

„Empfiehl mich dem Fräulein und sage, daß ich ihrem Rufe gehorchen würde", sagte Wilhelm.

Als unser Held allein war, warf er sich auf einen Divan, und die wechselvollsten Gedanken und Gefühle erfüllten seine Seele.

In der einen Minute schlug ihm das Herz vor stürmischem Entzücken bei dem Gedanken an die bevorstehende Zusammenkunft mit Estelle, in der andern ergriff

Digitized by Google

wieder ein eigenthümliches, ernstes und beinahe heiliges Gefühl sein Herz, wenn er an Lucie und die Zusammenkunft dachte, welche sie von ihm begehrte. Eine reine, wahre Freude erfüllte dann sein Inneres. Es kam ihm vor, als ob sie seinem Herzen unbeschreiblich theuer wäre; im Augenblick darauf aber war der Gedanke an sie verschwunden, und Estelle beherrschte wieder seine Einbildungskraft.

Nachdem Wilhelm sich lange den ungleichen Eindrücken hingegeben, welche diese zwei so verschiedenen Frauen auf ihn ausübten, schüttelte er sein schönes Haupt, um sich von dem Gaukelspiel zn befreien, in welchem sein Gefühl und seine Phantasie sich ergingen.

„Bei Gott, es ist mir, als liebte ich beide, obschon auf verschiedene Weise", rief er bei sich selbst. Dann fuhr er sich mit beiden Händen über die Stirn und sagte: „Wenn dem so wäre, dann hätte ich mich ja gänzlich von der Allmacht der Leidenschaft hinreißen lassen. Aber nein, dem kann nicht so sein. Nur Estelle liebe ich! Lucie ist schön, Lucie ist liebenswürdig; aber es ist nur ein höherer Grad von Achtung und Bewunderung, welcher Gedanken und Phantasie an sie fesselt. Neben Estelle verschwindet sie gänzlich. Dann vergißt man, daß sie überhaupt existirt. Man lebt und athmet nur für Estelle, diese entzückende Vereinigung von allem, was Herz und Verstand gefangen nehmen kann. O, Estelle, wie innig liebe ich dich und bete dich an!"

Während er dies noch dachte, stahl sich wieder Luciens Bild zwischen ihn und Estelle. Er fühlte sich gewissermaßen unmuthig darüber, und um der Doppelgängerin seiner Phantasie zu entrinnen, suchte er Zuflucht in den Armen des Schlafs.

Die gefiederten Sänger der Luft stimmten ihren Chor an, um den Tag zu begrüßen, und die Morgensonne warf ihre goldene Flut über Mazulip, als Wilhelm

Digitized by Google

mit langsamem Schritte sich nach den Balcon linker Hand begab.

Alles schlief noch in der prachtvollen Wohnung. Nur einige Sklavinnen waren auf den Füßen, um in dieser Heimat des Luxus und der Verweichlichung die für den Tag nöthige Ordnung im Innern und Aeußern herzustellen.

Der linke Balcon befand sich auf der dem Meer zugewendeten Seite und ward von den Bewohnern Mazulips des Morgens und Vormittags niemals besucht. Wahrscheinlich hatte Lucie ihn ebendeshalb zum Ort ihres Stelldichein gewählt. Man trat auf diesen Balcon durch eine Galerie heraus, die ebenfalls nicht häufig besucht ward.

Als Wilhelm auf dem Balcon erschien, traf er Lucien schon hier an. Sie war ungewöhnlich bleich, ihre ganze Erscheinung aber verrieth eine Ruhe, wie ein fester Entschluß sie dem Menschen verleiht, welcher weiß, daß die Beweggründe, die diesem Entschluß zu Grunde liegen, gut und edel sind; Ihr Lächeln war sanft und ernst, als sie Wilhelm begrüßte, und er sah sofort ein, daß, was auch zwischen ihnen zur Verhandlung kommen möchte, der Gegenstand derselben doch für seine Eigenliebe nichts Schmeichelhaftes in sich schließen würde.

Wilhelm war, wie der Leser längst bemerkt haben wird, kein Heiliger, und hatte deshalb sich mit einem hohen Grad von Neugier und unter allerlei kühnen Hoffnungen nach dem bezeichneten Orte begeben. Lucie war Französin, und Wilhelm hatte von den Französinnen viel gelesen, was ihn bewog zu glauben, er werde nun Gelegenheit erhalten, die Wahrheit dessen, was er gelesen, selbst zu erfahren.

Das Gerücht ist, wie ein Schriftsteller sehr richtig bemerkt, nur da, um das Urtheil irre zu leiten, und dies sollte auch Wilhelm während seines Gesprächs mit Lucie erfahren. Die junge Französin sollte ihm ein Beispiel

Digitized by Google

von ſo hohem Seelenadel und ſo erhabener Denkweiſe geben, daß er vor ihr die Kleinlichkeit der ſeinigen fühlen lernte.

Da der erſte Blick, welchen Wilhelm auf Lucie warf, ihm ſagte, es werde etwas ſehr Ernſtes zur Beſprechung kommen, ſo dachte er: „Will ſie wieder als Wächterin von Eſtellens Herz auftreten? In dieſem Fall iſt es zu ſpät, und nichts kann mich vermögen, auf das zu verzichten, was ich ſchon beſitze; nicht einmal Lucie!“

Nach dieſer Wendung in Wilhelm's Gedanken erwartete er einige Redensarten, wie daß es ihm ſonderbar vorkommen müſſe u. ſ. w., u. ſ. w., daß Lucie dieſe Zukunft verlangt habe; aber er irrte ſich. Von allem, was er zu hören glaubte, kam nicht ein einziges Wort zum Vorſchein. Das erſte, was Lucie ſagte, war von der Art, daß Wilhelm eine lange Weile daſtand wie verſteinert. Dann hörte er der Fortſetzung mit einem Gefühl von ſo tiefer Bewunderung zu, daß er ſich der Sprechenden zu Füßen geworfen und ihr alles, was er empfand, geſtanden haben würde, wenn nicht die Ehrerbietung ihn an ſeinen Platz gefeſſelt hätte.

Eine Stunde ſpäter kehrte Wilhelm auf ſein Zimmer zurück. Sein lebhaftes energiſches Antlitz trug die Spuren einer ſtarken Gemüthsbewegung. Um die ſonſt lächelnden Lippen legte ſich ein Zug von Wehmuth.

Digitized by Google

Neuntes Kapitel.

Beim Frühstück waren alle versammelt; der Graf schweigsam und theilnahmlos wie gewöhnlich mit seiner trägen, halbschläfrigen Miene, Estelle lächelnd und bezaubernder als je, St.-Sue scherzend und unnachahmlich. Wilhelm, der für niemand Auge oder Sinn hätte haben sollen, als für Estelle, wich derselben aus und schien so in Gedanken versunken zu sein, daß er einigemal auf die Fragen, welche Estelle an ihn stellte, ganz verkehrte Antworten gab. Einmal heftete er die Blicke auf Lucie, und es lag dann in ihrem Ausdruck etwas, was, wenn Estelle es bemerkt hätte, in ihrer Seele Eifersucht und Wuth erweckt haben würde.

Luciens Wesen hatte etwas gleichzeitig Schüchternes und beinahe Zitterndes. Sie nahm nicht an dem Gespräch theil, sondern suchte sich vielmehr den Blicken aller zu entziehen. St.-Sue warf dann und wann einen spähenden Blick bald auf Wilhelm, bald auf Lucie. Er suchte zu errathen, was vorgegangen sei, und dachte dabei:

„Irgendetwas ist zwischen Lucie und Stjernkrona geschehen; aber was? Das kann ich nicht ergründen.

Digitized by Google

Etwas sehr Eigenthümliches muß es gewesen sein, denn mein junger Freund ist dem Zauber, den Estelle bisjetzt auf ihn ausübte, gänzlich entrückt. Lucie ihrerseits sieht aus als ob sie gleichzeitig glücklich und unglücklich wäre. Was soll das alles bedeuten? Indessen, es lohnt nicht der Mühe, darüber nachzugrübeln, doch wird es nicht lange dauern, so habe ich den rechten Zusammenhang errathen."

Hätte man der Richtung der halbgeschlossenen Augen des Grafen folgen können, so würde man gefunden haben, daß sie mit forschendem Ausdruck auf Lucie und Wilhelm gerichtet waren.

Nach dem Frühstück entfernte sich der Graf sofort, und Estelle sagte mit ihrem verführkerischen Lächeln:

„Marquis, Sie haben wol die Güte, Lucie hinauf in die Bibliothek zu begleiten und ihr dort bei den Kupferstichwerken zu helfen, welche sie sich vorgenommen hat, selbst zu ordnen, und Sie, Baron", setzte sie zu Wilhelm gewendet hinzu, „müssen sich mit meiner Gesellschaft begnügen."

Sie nickte St.-Sue und Lucie zu, und ging dann in den großen Salon, der in der Mitte des Hauses lag, und wo eine angenehme Kühle herrschte.

Wilhelm folgte ihr mit jener Langsamkeit in seinen Bewegungen, welche er noch nicht abzulegen vermochte, und welche deutlich bewies, daß seine Wunde noch lange nicht vollständig geheilt war.

„Soll ich bei Ihnen bleiben oder bei jenen?" fragte St.-Sue, indem er sich in gedämpftem Tone an Lucie wendete.

„Bei mir", antwortete sie lächelnd.

„Wie wird es aber da mit dem Auftrag, den Sie mir ertheilt haben?"

„Er ist nun überflüssig", sagte Lucie. „Er wird der Gattin meines Bruders niemals seine Liebe erklären."

„Ihren Arm, Marquis."

Digitized by Google

„Und dies sagen Sie in vollem Ernst?"

„Ja."

„Sie halten ihn also für sehr stark?"

„Ich halte ihn für einen ehrlichen Mann, weiter nichts. Das Uebrige überlasse ich dem Schicksal."

„Das soll heißen seinem Charakter. Dann fürchte ich, daß Sie «das Uebrige» auf einen unsichern Wurf setzen; denn wenn die Leidenschaft spricht, dann verleugnet der Mensch sehr oft sowol Vernunft als Ehre."

„Wol möglich! Ich habe aber von einem großen Denker etwas gelesen, was hier angewendet werden kann, nämlich daß ein lebhaftes und heftiges Gefühl nur von einem tiefern und stärkern beherrscht oder verdrängt werden kann. Mein Sieg beruht vollständig auf dieser Wahrheit."

„Hoffen Sie vielleicht, daß die kalte Achtung vor den Pflichten, welche Frau von Estrier ihrem Gatten schuldig ist, auf einen einundzwanzigjährigen excentrischen Mann die Wirkung ausübe, daß er dafür Gefühle, wie diese Frau sie erweckt hat, zum Opfer bringe?"

„Wer spricht von Achtung? Ich wenigstens nicht; doch lassen wir dies: Später einmal werde ich Ihnen vielleicht den Namen des Talismans, welcher jetzt Ihren Freund schützt, anvertrauen; in diesem Augenblick aber nicht, und deshalb wollen wir von etwas anderm sprechen."

Digitized by Google

Zehntes Kapitel.

Als Estelle und Wilhelm miteinander allein waren, sagte letzterer in ernstem Tone:

„Madame, als ich gestern so inständig um diese Unterredung bat, waren meine Gefühle in so heftigem Aufruhr, daß ich nicht recht wußte, was ich that. Nacht und Nachdenken haben ihre kühlenden Hände auf mein Herz gelegt, und ich muß jetzt um Verzeihung für das bitten was ich verbrochen, als ich meine Blicke und Wünsche auch nur einen Augenblick lang zu Ihnen zu erheben wagte."

Wilhelm hatte, während er sprach, mit festem Blick die kleine bezaubernde Sirene betrachtet, welche sich auf ein Sofa geworfen, den Kopf auf die Hand stützte und die großen wunderbaren Augen auf ihn heftete. Welcher Willensanstrengung sie bedurfte, um eine scheinbare Ruhe zu bewahren, war in dem heftigen Farbenwechsel ihres Gesichts zu sehen.

Estelle besaß eine sehr feine und scharfe Auffassungsgabe. Sie verstand sogleich, daß irgendetwas oder irgendjemand diese Veränderung in Wilhelm bewirkt habe, und war sofort mit sich über die Rolle einig, welche sie für den

Digitized by Google

Augenblick spielen müßte. Estelle besaß große Aehnlichkeit mit der Katze, das heißt, sie konnte unter der Maske der Gleichgültigkeit ihre eigenen Gefühle verbergen und den Bewegungen dessen folgen, den sie besiegen wollte. Ebenso wie die Katze während dieses Lauerns ihre Raubluſt vollkommen zu beherrschen vermag, ebenso konnte Estelle, wenn sie ein Ziel zu erreichen wünschte, alle Ausbrüche von Leidenschaft, wie wild auch ihr Blut kochte, zurückdrängen.

Mit sanftem Lächeln antwortete sie jedoch sogleich:

„Ich weiß in der That nicht, weshalb Sie mich jetzt um Verzeihung bitten. Sie haben ganz ungezwungen aus der Tiefe Ihres Herzens mit mir zu sprechen gewünscht, wie Sie sagten. Ich habe Ihnen diese Unterredung bewilligt, und darin liegt ja nichts Unrechtes, besonders da Ihr Wunsch durch meine Worte hervorgerufen worden ist", sagte Estelle, indem sie ihm die Hand reichte und dann lachend hinzusetzte: „Ich erlaube Ihnen somit, zu sagen, was Sie zu sagen beabsichtigen, und danke Ihnen, daß Sie mir die Mühe erspart haben, es zu thun, nachdem Sie etwas gesagt, was Sie schon bereuen, gedacht zu haben."

Wilhelm ergriff die kleine Hand und küßte dieselbe, indem er mit Anstrengung sagte:

„In diesem Augenblick, Madame, danke ich meinem guten Engel, der mich abgehalten hat, Ihre Achtung und Freundschaft so leichtsinnig aufs Spiel zu setzen."

„Meine Freundschaft!" wiederholte Estelle und entzog ihm ihre Hand. Ihre dunkeln Augen wurden noch dunkler, und sie warf mit stolzer Bewegung den Kopf zurück. „Wer hat gesagt, daß ich Freundschaft für Sie hege?"

„Ihre Güte, Madame", fiel Wilhelm lebhaft ein.

„Dann hat diese Sie irre geleitet. Ich habe niemals für irgendein lebendes Wesen Freundschaft gefühlt, denn

Digitized by Google

die Freundschaft ist das Alter des Herzens. Das meinige ist noch zu jung, um ergraute Eindrücke zu hegen."

„Wie soll ich aber dann das Wohlwollen nennen, welches Sie mir geschenkt?" fragte Wilhelm, und fühlte sich wieder von der Gewalt ergriffen, welche Estelle auf ihn ausübte.

Estelle hielt ihren Blick nicht mehr auf den jungen Mann geheftet; sie hörte aber an seiner Stimme, daß ihr Einfluß wieder seine Macht über ihn gewonnen.

„Bedarf es wirklich eines andern Namens als Wohlwollen?" fragte Estelle. „Meine Theilnahme hat allerdings ein anderes Gepräge als die anderer Menschen, weil ich nicht so fühle wie diese; aber dadurch wird die Natur des Gefühls nicht geändert. Bei mir finden Sie nicht die geistige Erlahmung der Gedanken, Gefühle und Eindrücke, welche die Ihrigen kennzeichnet. Wenn ich Theilnahme schenke, so geschieht es von ganzer Seele, und sollte ich einmal Liebe schenken, dann —"

Estelle fuhr sich mit der Hand über die Stirn und schwieg.

„Nun dann!" wiederholte Wilhelm mit bewegter Stimme.

„Ach, mein Herr!" rief Estelle und schüttelte ihr schönes Haupt, „zu Ihnen werde ich nicht sagen, wie ich dann handeln werde. Nein, ich werde es nur dem Manne sagen, der mich liebt und der von mir geliebt wird."

„Und dieser müßte ein Gott sein, um sein Glück zu verdienen!" fiel Wilhelm von dem Augenblick beherrscht ein.

„Sie wissen, daß ich große Ansprüche mache", fuhr Estelle fort, ohne auf das Acht zu geben, was er sagte, „und der, welchem ich mein Herz schenke, muß in seinem Innern reicher sein als andere Männer. Sicherlich werde ich niemals das Ideal, welches ich mir geträumt,

Digitized by Google

verwirklicht finden, und ich werde vielleicht sterben, ohne zu lernen was Liebe ist."

Es trat ein Schweigen ein, welches mehrere Secunden dauerte. Wilhelm's Brust hob sich unruhig. Es fand ein kurzer und heftiger Kampf in derselben statt. Als derselbe ausgekämpft war, sagte der junge Mann:

„Es gibt wol keinen Menschen, der nicht erführe, was Liebe ist. Gleichwol scheint es bei gewissen Menschen, als ob sie nur mit den Leiden und Entbehrungen derselben Bekanntschaft machen sollten. Man kann lieben bis zur Vergötterung; aber Ehre und Pflicht können sich gegen diese Liebe erheben, und der Schmerz ist dann die einzige Frucht, welche man erntet."

„Können Pflicht und Ehre das Herz besiegen?" fragte Estelle.

„Madame, diese Frage wird Ihnen Ihr eigenes Innere am besten beantworten. Reue ist wol der bitterste Schmerz, den wir empfinden können, und es gibt vielleicht nur wenige, die sich den Gewinn des Glücks auf Kosten ihrer Gewissensruhe erkaufen möchen."

„Es ist blos eins von zweien möglich: entweder verstehe *ich* nicht, was Liebe ist, oder Sie verstehen es nicht; so verschieden ist unsere Auffassung davon. Wenn man liebt, vergißt man alles andere."

„Sie sprechen von der Leidenschaft, nicht von der Liebe."

„Diese Definition versteh' ich nicht. Haben *Sie geliebt*? Wissen Sie, was Liebe ist, da Sie so sprechen, wie Sie jetzt thun?" fragte Estelle und sah ihn an.

„Ja, Madame, *heute* weiß ich es. Gestern noch verstand ich nur die Gewalt der Leidenschaft."

Wilhelm sagte dies mit so ernster Miene, daß Estelle einige Augenblicke lang schweigend dasaß. Dann sagte sie langsam:

Digitized by Google

„Und unter dem Einfluß dieser letztern verlangten Sie wol mit mir aus der Tiefe Ihres Herzens zu sprechen?"

„Ja, Madame. Der Einfluß der Liebe ist jetzt der Grund, daß ich schweige."

Wilhelm erhob sich und trat ans Fenster. Er fühlte, daß die Gefahr mit jedem Augenblick größer ward.

Estellens Augen folgten ihm. Ihr ganzes Wesen verrieth einige Minuten lang die heftigste Leidenschaft. Sie öffnete die Lippen, um zu sprechen, schloß sie aber wieder, und drückte die Hand auf die Brust. Dann sprang sie von dem Sofa auf, und trat neben Wilhelm. Sie legte die Hand auf seinen Arm und flüsterte:

„Einmal werden Sie vielleicht verstehen, daß der, welcher vor der Stärke seiner eigenen Gefühle zurückbebt, niemals verdient hat, geliebt zu werden. Dann aber wird es zu spät sein. Was Sie dann geerntet haben, ist — Reue. Wenn der Kummer über das, was Sie verloren haben, Sie schmerzt und foltert, dann können Sie allerdings sagen: «Ich habe mein Unglück selbst geschaffen»; aber das wird ein sehr leidiger Trost sein."

Wilhelm ergriff lebhaft Estellens beide Hände, ließ sie aber sogleich wieder los, und wendete sich mit den Worten ab:

„Dies wird immer noch besser sein, als wenn ich mir mit Erröthen gestehen müßte, ein Glück gestohlen zu haben, welches einem andern gehörte. Ach, Madame, das Weib, welches ein Mann von ganzer Seele lieben können soll, muß frei sein und das Recht haben, sich ihm zu schenken."

Wilhelm verließ das Zimmer und Estelle, welche unbeweglich stehen blieb.

„Sie muß frei sein und das Recht haben, sich ihm zu schenken", dachte sie. Dann warf sie sich auf ein Sofa nieder und rief, mit gewaltsamem Schmerz und die Hände ringend: „Ich muß und werde wissen, ob ich

Digitized by Google

ſeine Liebe beſitze, müßte ich auch ihn und mich unter dem Lavaſtrom meiner Gefühle begraben! Wie verändert war er, und ich, ich träumte mich ſo glücklich! Wenn er mich nicht liebte! Wenn alles, was mich zu dieſem Glauben bewogen, nur Irrthum und Täuſchung geweſen wäre!"

Bei dieſem Gedanken ließ Eſtelle einen halb unterdrückten Schmerzensſchrei hören.

„O, mein Gott, dann würde ich ja ein Dämon!" murmelte ſie, und fuhr ſich mit den Händen durch das ſchwarze, wogende Haar.

In dieſem Augenblick ſah ſie auf.

Vor ihr, die Arme über der Bruſt gekreuzt, ſtand Graf von Eſtrier. Seine Augen waren jetzt nicht halb geſchloſſen, ſondern ruhten mit einem glänzenden Ausdruck auf Eſtelle, und ſeine Lippen umſpielte ein Lächeln, bei deſſen Anblick ſie ſchauderte.

„Sind Sie krank, Madame?" fragte er.

„Ich fühle mich allerdings nicht wohl", antwortete Eſtelle, und erhob ſich.

„Aber es hat doch keine Gefahr?"

Der Graf ſchloß, indem er dies ſagte, die Augen, nahm neben Eſtelle Platz und ſetzte hinzu:

„Wir werden heute Abend einige Gäſte hier haben, und Ihr Unwohlſein wird Sie ſicherlich nicht abhalten, liebenswürdig zu ſein."

„Wenigſtens werde ich dies in ebenſo hohem Grade ſein als Sie", antwortete Eſtelle und erhob ſich.

„Bleiben Sie, Eſtelle", ſagte der Graf, und ergriff ſie beim Arme. „Wie gefällt Ihnen der junge Schwede?"

„Warum fragen Sie dies?"

Eſtelle ſah ihn an, denn ſie war ganz überraſcht, daß er ſo viele Worte ſprach. Sie konnte ſich nicht erinnern, daß er während ihres ganzen Eheſtandes mehr als zweimal ſo mittheilſam geweſen wäre. Das eine mal

Digitized by Google

war, als ihre Günſtlingin, die Sklavin, geſtorben war und der Graf ſie davon unterrichtet hatte; das andere mal, als der Herzog von X. eines ſo plötzlichen Todes verſtarb.

„Wenn Sie mir meine Frage erſt beantwortet haben werden, dann werde ich Ihnen auch ſagen, weshalb ich dieſelbe geſtellt.“

„Wohlan, ja, der Baron gefällt mir.“

Eſtelle betrachtete das bronzene Geſicht ihres Gatten, welches wieder ebenſo ſeelenlos war als gewöhnlich.

„Sehr?“

„Ja, ſehr.“

„Dann werden Sie ganz gewiß mit Vergnügen ſehen, daß er ſich immer näher mit Lucie befreundet“, ſagte der Graf, indem er ſich erhob und in ſchleppendem Tone hinzuſetzte: „Wie, Madame, Ihre Hand zittert! Sie ſind ſehr unwohl, und ich will Ihnen nicht lange beſchwerlich fallen, ſonſt hätte ich die Abſicht gehabt, Ihnen etwas zu ſagen, was —“

„Ein Unglück verkündet“, fiel Eſtelle ein. „Sie ſprechen nur dann, wenn Ihre Worte Schmerz zufügen können.“

„Nun, in dieſem Falle thue ich ja recht daran, wenn ich ſchweige, ſelbſt wenn es ſich um den Schweden handelt.“

„Was wiſſen Sie von ihm?“ rief Eſtelle.

„Nichts, ausgenommen, daß er heute früh eine längere Unterredung mit Lucie hatte; doch dies kann Sie weiter nicht intereſſiren.“

Der Graf öffnete ſeine Augen ein wenig. Eſtelle faßte ihn heftig am Arme und rief:

„Sind Sie deſſen, was Sie ſagen, auch gewiß?“

„Sonſt würde ich es nicht ſagen.“

Sie ließ ſeinen Arm los, und warf ſich in einen Lehnſtuhl. Der Graf zog die Klingel. Nizama erſchien, und der Graf ſagte zu ihr:

Digitized by Google

„Ein Glas Zuckerwaſſer für Madame!“

Dann verließ er das Zimmer.

„O, nun verſtehe ich alles!“ rief Eſtelle. „Sie, ſie iſt es, die ihn verändert hat. Jetzt ebenſo, wie in Breſt, will ſie zwiſchen mich und ſeine Liebe treten; aber dazu iſt ihre Macht zu gering.“

Digitized by Google

Elftes Kapitel.

Mit der bei lebhaften Gemüthern so raschen Abwechselung von Ideen und Vorstellungen hatte Estelle den Gedanken festgehalten, daß Lucie mit ihren Klostergrundsätzen auf Wilhelm einzuwirken gesucht habe. In demselben Augenblick, wo dieser Gedanke in ihr Wurzel schlug, erwachte auch der frühere Glaube an ihren eigenen Sieg. Wäre Estellens eigenes Gefühl weniger gewaltsam gewesen, so wäre ihr dieser vielleicht auch geglückt; so aber besaßen die Leidenschaften zu große Macht über den Verstand, und sie hatte nicht mehr Kraft genug, um nach einem bestimmten Plan zu handeln.

Eins war ihr klar, nämlich daß sie, und müßte sie auch alles und alle ins Verderben stürzen, das Geständniß dessen erzwingen müsse, was Wilhelm's ganzes Benehmen zu erkennen gegeben, um dadurch zugleich jene elenden Vorurtheile zu zermalmen, wie sie Luciens moralische Begriffe nannte.

Estelle bezweifelte ihren Sieg keinen Augenblick lang, denn sie kannte die Macht, welche sie ausübte, nur zu wohl.

Wilhelm's plötzliche Entfernung bewies übrigens, wie wenig er jetzt an die Stärke seiner Vorsätze glaubte.

Digitized by Google

Trotz alledem verging eine Woche nach der andern, ohne daß Wilhelm seine Gefühle in Worte kleidete. Er saß nicht mehr träumend da, und betrachtete Estelle, und ebenso wenig gab er der Unterredung jenes weiche Gepräge wie früher, wo in jedem Worte ein Doppelsinn lag. Nein, er schien von dem Zauber, welchen Estelle auf seine Seele ausgeübt, erlöst zu sein.

Allerdings geschah es zuweilen, daß er sich demselben noch jetzt überließ; aber dann geschah es ganz freiwillig und mit übermüthigem Leichtsinn, als ob er es sich zum Vergnügen machte, seine Phantasie und seinen Verstand von dem Reiz des Augenblicks gefangen nehmen zu lassen.

In diesen Augenblicken sah es wirklich aus, als wäre sein Gefühl für Estelle dasselbe und noch ebenso heftig und glühend, wie vor der Unterredung mit Lucie; aber es war, wenn dieser Ausdruck gestattet ist, nur der Schatten von dem, was es früher gewesen.

Mit seinen täglich mehr und mehr zurückkehrenden Kräften ward auch sein Gemüth frischer, sein Sinn froher und freier.

Estelle, welche dunkel fühlte, daß Wilhelm nicht mehr derselbe war, bewachte mit den Argusaugen der Eifersucht nicht blos ihn, sondern auch Lucie, aber vergebens. Kein Blick, keine Miene und keine Bewegung verrieth ein lebhafteres Interesse. Im Gegentheil, beide wichen einander aus, und zwar mit einer Sorgfalt, welche deutlich bewies, daß sie keine Annäherung wünschten.

Eins aber entdeckte Estelle doch, nämlich, daß wenn Wilhelm eintrat, Lucie allemal die Farbe wechselte, und daß er sich stets heiterer und ungezwungener zeigte, wenn sie nicht zugegen war. Dies war etwas, was in Estellens Herz unaufhörlich einen stillen und heimlichen Argwohn nährte.

Vermuthlich geschah es, um Lucie leichter auszuspioniren, daß Estelle ihr nichts von dem sagte, was Graf

Digitized by Google

von Eſtrier ihr in Bezug auf Wilhelm's und Luciens Unterredung mitgetheilt hatte.

Genug, die Zeit verging, und es dauerte nicht lange, ſo waren die vier Wochen, welche der Graf von Eſtrier ſeiner Schweſter gegeben, um ſich Wilhelm's Liebe zu erringen, verſtrichen. Nur noch wenig Tage waren übrig.

Eines Morgens, lächelnd und ſchön wie unſere goldenen Hoffnungen, wandelte Lucie die Terraſſe hinab, und lenkte ihre Schritte nach einer Art Pavillon auf der andern Seite des Gartens. Man nannte dieſen Pavillon gewöhnlich den Japaniſchen Tempel.

Sie ging langſam und mit zögernden Schritten. Von Zeit zu Zeit blieb ſie ſtehen. Man ſah deutlich, daß ihr Inneres ſich in aufgeregtem Zuſtand befand, und daß ihre ganze Seele von der Unruhe der Ungewißheit beherrſcht ward.

Sich am Rande des Ganges hinſchleichend und in dem hohen Graſe weiterkriechend, folgte ihr in einiger Entfernung Eſtellens ſchwarze Zofe.

Als Lucie den ſogenannten Tempel erreicht hatte und die wenigen in einen achteckigen Salon hinaufführenden Stufen erſtieg, ging ſie etwas raſcher; blieb aber gleichwol auf der Schwelle ſtehen, als ſie Wilhelm im Vordergrunde des Zimmers ſtehen ſah.

Bei Luciens Anblick eilte unſer Held ihr entgegen, und rief lebhaft:

„Erſchreckt Sie meine Nähe? Sie hätten gleichwol ſicher darauf rechnen können, mich hier zu finden.“

Er ergriff ſie bei der Hand und führte ſie nach einem der Sofas, indem er mit Wärme hinzuſetzte:

„Haben Sie während der vergangenen drei Wochen, die zwiſchen dieſer und unſerer frühern Unterredung liegen, ein einziges mal gezweifelt? Nein, ganz gewiß haben Sie dies nicht gekonnt.“

. . . . . .

Digitized by Google

Während Wilhelm und Lucie miteinander sprechen, wollen wir sehen, was aus der schwarzen Spionin geworden ist.

Sobald Lucie in den Tempel getreten war, schlich sich die Negerin an eins der tief herabgehenden Fenster und warf, verdeckt von den grünen, halbgeöffneten Jalousien, einen spähenden Blick in das achteckige Zimmer, wo sie Wilhelm und Lucie nebeneinander sitzen sah. Bei diesem Anblick schlich sie sofort wieder davon, und eilte mit geflügelten Schritten nach dem Wohnhause.

Einige Minuten später stand sie vor Estelle, welche noch nicht aufgestanden war.

„Das Fräulein und der schwedische Herr haben eine Zusammenkunft in dem Japanischen Tempel", rief sie hastig.

Estelle sprang sofort aus dem Bett, warf sich in die Kleider, und eilte dann durch den Garten nach dem bezeichneten Platz.

Ihr Blut kochte, ihre Pulse flogen, und die stürmischen Schläge ihres Herzens drohten die Brust zu sprengen. Eine ganze Hölle von Martern tobte in ihr.

Bei dem Tempel angelangt, schlich sie sich bis an eins der Fenster, welches offen stand, und von den grünen Jalousien verborgen, blieb sie stehen, um zu horchen. Der Ton von Wilhelm's Stimme traf ihr Ohr.

„Ich liebe Sie, Lucie", sagte Wilhelm in jenem Tone, den Estelle sich so oft geträumt, aber noch niemals gehört." „Wie hoch und heilig ich Sie liebe", fuhr er fort, „können Sie daraus ersehen, daß die Liebe zu Ihnen stärker gewesen ist, als meine alles verzehrende Leidenschaft für Estelle. Für ein Lächeln von ihr hätte ich Leben und Blut opfern können, und nun — nun — opfere ich dies für einen Blick von Ihnen."

Weiter hörte Estelle nichts. Es schwindelte ihr vor den Augen, es brauste ihr vor den Ohren, und gern hätte sie durch einen furchtbaren Angstschrei der Ver-

Digitized by Google

zweiflung, welche ihr Herz ergriff, Luft gemacht. Sie ſank auf die Knie nieder, und grub ſich die Nägel ins Fleiſch, um durch den äußern Schmerz die Wuth und Qual der Eiferſucht zu betäuben, von der ſie überwältigt ward. Mitten unter dem wilden Orkan von Höllenqualen, der in ihr tobte, ſchlug eine Stimme an ihr Ohr und rief:

„Komm, folge mir!"

Sie blickte erſchrocken auf. Graf Eſtrier ſtand vor ihr.

Bei ſeinem Anblick zuckte ein Blitz aus Eſtellens Augen, und eine Stimme wiederholte in ihrem Innern jene ſo oft wiederklingenden Worte, welche Wilhelm geſprochen: „Das Weib, welches ein Mann von ſeiner ganzen Seele lieben ſoll, muß frei ſein und das Recht haben, ſich ihm zu ſchenken."

Ohne das mindeſte Geräuſch erhob ſich Eſtelle, und nahm ſchweigend den Arm, welchen der Graf ihr bot.

Beim Frühſtücktiſche erzählte der Hofmeiſter, der Graf und ſeine Gemahlin ſeien fortgefahren, und würden erſt ſpät am Abend wieder zurückkommen.

Am nächſtfolgenden Morgen, während Wilhelm noch in tiefen Schlaf verſunken lag, kam Nizama zu ihm ins Zimmer geſtürzt, und rief mit wildem Schmerz:

„Das Fräulein iſt verſchwunden, und der Graf dieſe Nacht vom Schlage getroffen worden!"

Die Beſtürzung, welche dieſe Mittheilungen hervorriefen, kann man ſich leicht vorſtellen.

Eſtelle war von dem plötzlichen Tod ihres Gatten tief erſchüttert, noch tiefer aber von Luciens Verſchwinden. Von Angſt und Verzweiflung gefoltert, ſchickte ſie nach allen Seiten hin Boten aus, um Lucie einzuholen,

Digitized by Google

oder wenigstens eine Spur von dem Wege zu finden, den sie eingeschlagen. Alle Nachforschungen aber blieben fruchtlos, und Estellens Angst und Kummer steigerte sich mit jedem Tag, welcher verging, ohne Aufklärungen über das Schicksal ihrer Schwägerin zu bringen, und der Schmerz, den sie an den Tag legte, fand nur ein Gegenbild in dem Wilhelm's.

Seine Wunde und seine schwachen Kräfte vergessend und alle Warnungen verachtend, nahm Wilhelm an den Nachforschungen mit so verzweifeltem Eifer theil, daß man daraus sehen konnte, wie innig und wahr er die Verschwundene liebte.

Am vierten Abend kehrten einige ausgesendete Neger mit einem von Luciens Schuhen zurück, den sie am Meeresstrande gefunden. Wie es schien, hatte er im Wasser gelegen, und war von den Wogen ans Land geworfen worden.

Nun war alles weitere Suchen überflüssig, besonders da ein paar Negerknaben aussagten, sie hätten das Fräulein am Abend zuvor, ehe sie vermißt ward, nach dem Strand hinuntergehen sehen. Man betrachtete es nun als ausgemacht, daß sie ihr Grab in den Wogen gefunden.

Estelle ward bei dem Anblick des gefundenen Schuhes bedeutend ruhiger, auf Wilhelm aber äußerte derselbe eine ganz andere Wirkung. Die Elasticität, welche die Angst ihm verliehen, verschwand, und dies in Verbindung mit der Wunde, welche durch die heftigen Bewegungen, die er gemacht, wieder aufgegangen war, warf ihn wieder aufs Krankenbett.

Treu wie das Grab, unermüdlich und umsichtig wie die Liebe, saß Estelle an seinem Krankenlager, und verzichtete auf Ruhe und alles, um bei ihm zu wachen und ihn zu pflegen.

Zum zweiten mal kehrte Wilhelm ins Leben zurück, über seine Seele aber lag ein schwerer Hauch von Schwer-

Digitized by Google

muth ausgebreitet, den ſelbſt Eſtellens ſtrahlende Blicke nicht durchdringen konnten, obſchon in ihrem Ausdruck ein ſo hoher Grad von Liebe und Hingebung lag.

St.-Sue hatte während aller dieſer Vorgänge eine Ruhe und Gleichgültigkeit bewahrt, welche von ſeiner Theilnahme kein ſehr vortheilhaftes Zeugniß gab.

Digitized by Google

Zwölftes Kapitel.

Eines Morgens, nachdem Wilhelm wiederhergestellt war, promenirten er und St.-Sue in der Umgebung des Hauses, ehe dieselbe noch in die glühende Umarmung der tropischen Sonne geschlossen ward.

Die Seebrise sendete ihren erfrischenden Hauch, und flüsterte in den Kronen der Bäume. Der kühlende Wind wirkte auf den ausgedorrten Boden wie milde Worte auf den von Fieberträumen Gemarterten.

St.-Sue plauderte, und Wilhelm ging still neben ihm her. So wandelten sie langsam einen langen Engpaß hinauf, von dessen Mündung aus man eine freie Aussicht auf das Meer hatte.

Gerade als sie auf die kleine Hochebene heraustraten, erhob sich wenige Schritte von ihnen eine männliche Gestalt. Von dem Platze aus, den dieser Mann innehatte, war es ihm leicht gewesen, sie während ihres Heraufsteigens zu beobachten. Jetzt grüßte er mit einem „Bon jour, messieurs!"

Die beiden jungen Männer blieben stehen und sahen ihn an. St.-Sue rief:

„Was sehe ich! Ist das nicht unser alter Oberkanonier? Wie kommt Ihr hierher?"

Digitized by Google

„Ich komme von der Fregatte, welche Sie, wenn Sie noch hundert Schritte weiter gehen wollen, dort unten vor Anker können liegen sehen."

„Gut, ich werde die Fregatte mit Freuden begrüßen", sagte St.-Sue. „Aber sagt mir, warum liegt Ihr hier im Grase?"

„O, ganz einfach deshalb, weil ich Briefe nach Mazulip zu befördern habe", entgegnete der alte Kanonier, indem er dem Marquis die Briefe überreichte, „und nun, nachdem ich mich meines Auftrags entledigt, kann ich noch einen Augenblick im grünen Grase ausruhen."

Er erzählte hierauf, daß das Boot der Fregatte, welches ihn auf der Luvseite ans Land gesetzt, nach der Leeseite abgegangen sei, um dort die Fregatte zu erwarten, welche gegen Mittag ebenfalls dort anlangen werde.

Dies war, in Verbindung mit dem Abgeben des Briefs, alles, was er in Bezug auf seine Mission mitzutheilen wußte.

St.-Sue sagte lachend zu Wilhelm:

„Der Oberkanonier kommt ebenso gelegen wie Sturm-Calle an Bord des Schiffs, und es soll mich nicht im mindesten wundern, wenn wir nun eine ebenso schnelle Fahrt über das Atlantische Meer machen wie Ned Purvis, obschon in entgegengesetzter Richtung."

„Mir soll es recht sein", antwortete Wilhelm. „Ich sehne mich hinaus auf das Meer, um wieder einmal zu werden, was ich war, ehe ich auf diese Insel kam. Jetzt lassen Sie sehen, was diese Briefe enthalten. Einer ist an Sie und einer an mich."

Die Briefe enthielten Abschriften einer Ordre von dem commandirenden General der westindischen Station an Wilhelm und St.-Sue, welche darin für den Fall, daß sie von ihren Wunden soweit wiederhergestellt wären, um Dienst thun zu können, aufgefordert wurden, sich an Bord der Fregatte zu begeben, welche sie gegen Mittag an der Leeseite der Insel erwarten würde. Das

Digitized by Google

Boot werde zu diesem Zweck ans Land kommen und sie abholen. Der am Bord der Fregatte selbst befindliche Chef meldete ihnen noch in einem besondern Schreiben, daß sie zu Rittern des Ordens pour le mérite militaire ernannt worden seien, und wünschte ihnen ein herzliches Willkommen an Bord.

Digitized by Google

Dreizehntes Kapitel.

Viel heldenmüthige Aufopferung und viel Blut hatte der achtjährige Freiheitskampf den nordamerikaniſchen Colonien gekoſtet, ehe ihre Unabhängigkeit als geſichert zu betrachten war.

Beim Abſchluß des Friedens von Verſailles im Jahre 1783 mußte England ſich darein fügen, die nordamerikaniſchen Freiſtaaten anzuerkennen.

Die Theilnahme der Franzoſen an dem Krieg hatte einen zweijährigen Betrag der Staatseinkünfte verſchlungen, und durch das bei Hoch und Gering erweckte Bewußtſein ſtaatsbürgerlichen Werthes neue und vorher unbekannte Feinde herangezogen.

Voltaire und Rouſſeau begannen in ihren Schriften auch die höhern Klaſſen anzugreifen, und ſuchten mit Wahrheit und Nachdruck zu beweiſen, daß auch das Volk Rechte beſäße, welche der Adel und die „Tyrannen“ ihm geſtohlen.

Die Nordamerikaner hatten dieſe Rechte geltend gemacht und dadurch andern Nationen ein der Nachahmung würdiges Beiſpiel gegeben. Man begann auch wirklich in Frankreich daran zu denken, die in Amerika erwachten

Digitized by Google

und dort entwickelten Freiheitsideen den französischen Zuständen anzupassen.

Schon beim Abschluß des Friedens von 1783 gärte es in den Gemüthern des französischen Volks. Ein dumpfes unheilverkündendes Murren ging durch das Land wie ein warnender Vorbote des Ausbruchs der großen und blutigen Revolution.

Im Jahr 1788 war die Spannung zwischen Hof, Parlament und Volk von der Art, daß eine vollkommene Spaltung mit leichter Mühe vorauszusehen war.

Die verblendete, und wie stets in Bezug auf die Macht, die sie besaß, irre geleitete Hofpartei glaubte nicht an die Gefahr und wollte sich nicht die Möglichkeit denken, daß das Volk sich wirklich anschicke, über seine Unterdrücker zu Gericht zu sitzen und sich an ihnen für jahrhundertlange Leiden zu rächen.

Dennoch aber gab es mehrere adeliche Familien, welche, auf die Zeichen der Zeit achtend, einsahen, daß die Macht der Aristokratie vernichtet werden würde, und die es daher für das Räthlichste hielten, dem heranziehenden Orkan zu entfliehen.

Ebenso gab es einen und den andern Edelmann, welcher, die innern Zwistigkeiten voraussehend, Frankreich verließ, um nicht an der Fehde zwischen Brüdern theilnehmen zu müssen.

Während diese weltgeschichtlich wichtigen Ereignisse sich in Frankreich vorbereiteten, hatten mehrere äußere und innere Umstände hier in unserm lieben Schweden zusammengewirkt, sodaß Gustav III. nicht der Versuchung widerstehen konnte, auch sich die Heldenkrone zu erwerben, welche seine Vorgänger geschmückt hatte. Genug, er entschloß sich rasch zu einem Krieg gegen Rußland.

Wir werden jedoch nicht jetzt, sondern erst weiterhin auf die Ereignisse dieses Kriegs zurückkommen.

Digitized by Google

Eines Abends im Monat Mai 1788, während die schwedische Flotte in der Ausrüstung begriffen war, saßen zwei junge Männer in Wilhelm Stjernkrona's Wohnung zu Karlskrona beisammen.

Zehn Jahr sind vergangen, seitdem wir den lebensfrohen Jüngling das Vaterland verlassen sahen, um sich in fremde Länder zu begeben und Ehre und Abenteuer zu suchen.

Hatte er gefunden, was er damals suchte? Oder hatte er vielleicht blos eine Erfahrung bittern Schmerzes und vereitelter Hoffnungen gewonnen? Die mit Orden geschmückte Brust schien zu beweisen, daß er wenigstens einige Blätter aus dem Lorberkranze der Ehre erobert, und seine sorglose unveränderte Miene protestirte entschieden gegen jede Bekanntschaft mit Kummer und Leid.

Wilhelm's Züge hatten in der That keine andere Veränderung erlitten, als daß sie ein bestimmteres männlicheres Gepräg erhalten hatten.

Seine Augen waren noch ebenso lebhaft und wachsam wie früher, sein Lächeln noch ebenso frisch und keck, und die Nase bot immer noch der ganzen Welt Trotz.

Allerdings geschah es zuweilen, daß ein Schatten über die hohe, klare Stirn flog, als ob eine peinliche Erinnerung seine Seele durchzuckte. Dieser Ausdruck verschwand aber ebenso schnell wie er entstand und ließ keine Spur zurück.

Ein genauer Beobachter hätte allerdings gemeint, daß es dem Feuer in dem Blick des jungen Mannes an Wärme fehle, und würde daraus den Schluß gezogen haben, daß sein Inneres *jetzt* von einer Leidenschaft der *Seele*, nicht des Herzens beherrscht würde.

Man sah, daß Wilhelm's Gedanken auf ein größeres und mächtigeres Interesse gerichtet waren, als Liebe und Frauen.

Eine *große Idee* war es, welche jetzt das Erz in seiner Seele schmelzte und sein Blut in Bewegung setzte.

Digitized by Google

Der junge Mann, mit welchem er sich unterhielt, war ein Kamerad von der Flotte, der Premierlieutenant Otto Cellner, von gleichem Alter wie Wilhelm.

Otto Cellner war mehr klein als groß und von nicht sonderlich starkem Körperbau. Auf den ersten Anblick erschien er abstoßend häßlich. Nicht sowol deshalb, weil seine Züge wirklich häßlich gewesen wären, sondern mehr deshalb, weil ein lauernder, beinahe heimtückischer Ausdruck darin lag.

Seinem Gesicht war das Gepräg eines verzehrenden Strebens nach etwas aufgedrückt, was er zu erreichen wünschte, wovon er aber fürchtete, daß andere es ihm entreißen würden.

Cellner's Miene konnte, wenn er heiter war und scherzte, sich gänzlich verändern, und in diesem Augenblick gewann sie einen freundlichen und humoristischen Ausdruck. Dies waren aber blos Lichtstrahlen, welche ganz plötzlich hervorbrachen, ohne doch im Stande zu sein, das neidische Gepräg zu verdrängen, welches den Zügen außerdem eigen war.

Stjernkrona und Cellner waren schon als Cadetten Kameraden gewesen und gleichzeitig Offiziere geworden.

Bei Wilhelm's Rückkunft ins Vaterland, als er, noch nicht vierundzwanzig Jahr alt, nicht blos den französischen Orden pour le mérite militaire, sondern auch den Schwertorden erhalten hatte, ward er von Cellner auf das herzlichste begrüßt und erhielt von ihm Beweise einer Freundschaft, die mit jedem Tag an Stärke und Enthusiasmus zu gewinnen schien.

Trotz aller dieser Beweise von Anhänglichkeit, welche Cellner unserm Helden gab, empfand dieser aber doch einen unerklärlichen und geheimen Widerwillen gegen ihn, sodaß er ihm nicht mit seinem gewöhnlichen offenen Vertrauen entgegenkam. Wilhelm pflegte zu ihm zu sagen:

„In diesem Blick liegt etwas, was mir Zweifel an

Digitized by Google

deiner Aufrichtigkeit einflößt. Es sieht immer aus, als führtest du etwas im Schilde."

Wie sehr man aber auch mistrauen möge, so ist es doch unmöglich, auf die Länge dabei zu bleiben, sobald der Zweifel durch nichts genährt oder gerechtfertigt wird.

Als daher Cellner sich vollkommen gleichblieb und sich bei allen Gelegenheiten als der uneigennützigste aller Freunde gebarte, stumpfte Stjernkrona's Widerwille sich immermehr ab, und zu der Zeit, wo wir unsere Geschichte wieder aufnehmen, glaubte Wilhelm wirklich an Cellner's Freundschaft, sodaß der Umgang zwischen ihnen ein ganz vertraulicher war. Man betrachtete sie demgemäß allgemein als ein paar intime Freunde.

In Stjernkrona's Art und Weise gegen Cellner lag gleichwol eine unbewußte herablassende Freundlichkeit, welche verrieth, daß er den Freund als ihm in vielen Beziehungen nachstehend betrachtete.

Dies war mit Cellner auch wirklich der Fall, nicht blos in Bezug auf sein Aeußeres, sondern auch hinsichtlich seiner Intelligenz und seiner Kenntnisse. Allerdings besaß er eine lebhafte Phantasie, viel Erfindungsgabe und einen hohen Grad von Schlauheit; dagegen aber fehlte es ihm an einem klaren, gesunden Urtheil, an richtiger unparteiischer Auffassung und, was das Schlimmste von allem war, an gründlichen Kenntnissen.

Es ist sehr möglich, daß Cellner seine eigenen Mängel kannte, und daß dieses Bewußtsein eine innere Bitterkeit, eine beständige Unzufriedenheit und einen geheimen Neid nährte.

In allen reicher Ausgestatteten sah er nothwendig Feinde seiner Zukunft und seines Erfolgs, besonders da er von dem brennendsten Durst nach Ehre beherrscht ward. Die Ehrsucht war eine verzehrende Leidenschaft seiner Seele.

Sein Streben war, sich aufzuschwingen, um jeden

Digitized by Google

Preis eine ausgezeichnete Persönlichkeit zu werden und Fürstengunst zu erringen.

Fürstengunst, dies ist die Seifenblase, welche so viele geblendet und wornach die Mittelmäßigkeit gewöhnlich jagt, in der Hoffnung, daß von dem Glanz, den die Krone schenkt, etwas auf diejenigen zurückfallen werde, die ihr ganzes Leben der Schmeichelei derer opfern, welchen das Schicksal eine Krone verliehen hat. Diese Creaturen wissen nicht, daß aller geborgte Glanz nichts ist.

Doch kehren wir jetzt zu den beiden jungen Männern zurück, welche nach beendetem Tagewerk jetzt in vertraulichem Gespräch beisammensitzen.

„Kein Mensch kann etwas anderes sagen als daß wir bei dieser eiligen Ausrüstung es uns gehörig sauer werden ließen", sagte Cellner und fuhr sich mit dem Tuche über die Stirn. „Nach einem Tage wie der heutige ist man wie halb todt."

„Was das für weichliches Geschwätz ist, mein lieber Cellner", antwortete Stjernkrona. „Ich dagegen meine, daß es eine herrliche Zeit ist, wo man so viel zu thun hat, daß kaum Zeit zum Athemholen übrig bleibt. Denke dir doch diesen Krieg, welcher dir bevorsteht mit all seinen Aussichten auf Ehre und Sieg für unser altes Schweden!"

„Ja, du, Stjernkrona, wirst wol mit Ehren, Orden und Wunden bedeckt aus unsern Schlachten zurückkehren", sagte Cellner mit einem Seitenblick auf seinen Kameraden.

„Das hoffe ich auch, im Fall nicht der Tod mir einen Strich durch die Rechnung macht", antwortete Wilhelm.

„Warum gebrauchst du das Wort hoffen? Es klingt in deinem Munde allzu bescheiden."

„Wirklich!" rief Wilhelm lachend. „Wie hätte ich mich denn ausdrücken sollen?"

„Daß nur der Tod dich abhalten könne, die Lorbern zu gewinnen, deren du im voraus sicher bist. Gegen-

Digitized by Google

wärtig gibt es wol niemand, der ſich rühmen kann, eine ſo glänzende Carrière gemacht zu haben, wie du."

„Ja, ich habe gehabt, was man Glück nennt", antwortete Wilhelm, während eine leichte Wolke über ſeine Züge flog. „Wenigſtens ſieht es ſo aus."

„Es ſieht ſo aus?" wiederholte Cellner. „Was meinſt du damit?"

„Daß niemand eher weiß, welches Glück man errungen hat, als bis man an der Grenze ſeiner Lebensbahn ſteht."

„Allerdings; aber wenn man bedenkt, wie das Schickſal ſich für dich geſtaltet hat, ſeitdem du vor zehn Jahren das Vaterland verließeſt, dann muß man zugeben, daß du eine glänzende Carrière gemacht haſt. Wir brauchen zu dieſem Zwecke blos einen Vergleich zwiſchen dir und mir zu ziehen. Wir ſind von gleichem Alter, wir wurden gleichzeitig Offiziere und dennoch, welch ein Unterſchied! Mit einundzwanzig Jahren erhieltſt du den Orden pour le mérite militaire, mit dreiundzwanzig bekamſt du den Schwertorden, mit fünfundzwanzig wardſt du Premierlieutenant und mit dreißig Jahren biſt du Kapitän. Ich dagegen habe es erſt bis zum Premierlieutenant gebracht ohne Orden oder Band zu beſitzen. Indeſſen, es iſt dies ja alles ganz natürlich, denn du ſtehſt an Kenntniſſen und Intelligenz hoch über mir."

„Bah! Nicht meine vermeinte Ueberlegenheit an Kenntniſſen und Intelligenz iſt es, was mich zu dem gemacht hat, was ich bin, ſondern mein kühner, dreiſter Charakter. Von meinen Knabenjahren an habe ich Gefahren und Abenteuer geliebt. Es wäre mir unmöglich geweſen, unthätig daheimzuſitzen. Ich mußte hinaus in den Tumult der Ereigniſſe und an den Kämpfen theilnehmen. Es iſt ſonach mein Charakter, der mein Glück und meinen Erfolg geſchaffen. Du dagegen biſt ganz beſcheiden daheimgeblieben und haſt erwartet, daß die Ereigniſſe und Auszeichnungen dich aufſuchen ſollen."

Digitized by Google

„Du haſt vielleicht recht", ſagte Cellner und heftete ſeine ſpionirenden Augen auf Wilhelm. „Ich glaubte aber, nur die Pflicht, das Vaterland zu vertheidigen, dürfte mich veranlaſſen, zum Schwerte zu greifen. Eine wilde zweckloſe Jagd nach Abenteuern ſollte uns niemals verleiten, das Blut unſerer Nebenmenſchen zu vergießen."

„Aber wie zum Teufel haſt du dann jemals Soldat werden können?" rief Wilhelm lachend, „und noch dazu Seeſoldat?"

„Weil ich Luſt zum Seeweſen hatte. Dennoch aber finde ich, daß der Krieg etwas Unnatürliches iſt. Als meine Liebe zum Meere die Wahl meiner Lebensbahn beſtimmte, faßte ich auch gleichzeitig den Entſchluß, niemals einen Tropfen Blut zur Befriedigung meines eigenen Ehrgeizes zu vergießen, ſondern nur zu ſterben, wenn das Wohl des Vaterlands es verlangte."

„Es gibt aber Ideen von ſo großem Einfluß, daß ſie uns ebenſo theuer und heilig ſind wie das Vaterland, weil ſie das Wohl der ganzen Menſchheit im Auge haben", ſagte Wilhelm.

„Wol möglich; aber ganz gewiß war es nicht die Förderung einer großen Idee, was dich bewog, mit in den amerikaniſchen Krieg zu ziehen", entgegnete Cellner mit faſt ironiſchem Lächeln.

„Nein, dazu bewog mich das brennende Verlangen, an den wechſelnden Ereigniſſen theilzunehmen und mich praktiſch zu einem tüchtigen Seemann auszubilden. Ich wollte kennen lernen, was das Leben von mir forderte."

Wilhelm erhob ſich und ging einigemal im Zimmer auf und ab, während er mit großer Lebhaftigkeit fortfuhr:

„Als ich aber hinauskam unter die Menſchen, welche mit Leib und Seele an den Kriegsereigniſſen theilnahmen, ward auch ich von der großen und mächtigen Idee ergriffen, welche alle um mich herum beſeelte. Ich lernte

Digitized by Google

nun, daß es Ideen gibt, die so erhaben sind, daß, wenn es sich um sie handelt, alle Bewohner der Erde blos ein Volk ausmachen, und jede Hand zum Schwerte greifen sollte, sobald ein Angriff auf diese Ideen zu befürchten steht."

„Und was sind das für Ideen?"

„Thust du diese Frage in wirklichem Ernst?" fragte Wilhelm stehen bleibend.

„Ja wohl. Was in deinen Augen groß ist, kann ja in den meinigen das Gegentheil sein. Du weißt, daß wir sehr verschieden denken."

„Die Idee der Freiheit kann aber doch niemals anders als groß sein."

„Ja, wenn du mit der Freiheit die Republik meinst. Es waren die republikanischen Ideen der amerikanischen Colonien, für welche du während der Zeit stritteſt, wo du auf der französischen Flotte dienteſt."

„Das ist wahr, und ich werde es mir stets zur Ehre rechnen."

Wilhelm begann wieder im Zimmer auf und ab zu gehen.

„Ich dagegen", sagte Cellner, „würde, im Fall ich deinen Hang nach Abenteuern besessen, mir einen Platz auf der englischen Flotte gesucht, und geglaubt haben, die Pflicht verlange, daß ich für die bestehende Ordnung gegen die Anarchie kämpfe."

„Dann hätteſt du also lieber dem Unterdrücker als den Unterdrückten gedient?"

„Von meiner früheſten Kindheit an habe ich den König und die gesetzliche gesellschaftliche Ordnung geliebt. Deshalb kann ich die Sache eines aufrührerischen Volks niemals zu der meinigen machen. Thäte ich dies, so würde ich ja vor meinem König und meinem Vaterland als ein Mensch daſtehen, welcher die Treuloſigkeit gegen die Obrigkeit gutheißt."

„Ei, ei, lieber Cellner, du hältſt nicht genau Strich!

Digitized by Google

Du vergiſſeſt gänzlich, daß ich von dem König ſelbſt eine Empfehlung an den Grafen Eſtaing hatte, und daß es ſich in Bezug auf mich blos —"

„Um Befriedigung deines Strebens, dich hervorzuthun, handelte."

„Wol möglich!" rief Wilhelm, indem er ſich auf das Sofa warf und lachend hinzuſetzte: „Du willſt wol behaupten, du hätteſt dieſen Hang nie gekannt?"

„Ja, das behaupte ich. Was könnte es mir nützen, ehrgeizig zu ſein? Ich würde mich dadurch nur ſelbſt peinigen. Ich weiß recht wohl, daß ich dem ganz gewöhnlichen Menſchenſchlage angehöre. Uebrigens betrachte ich auch den Ehrgeiz als eine ſehr niedrige Leidenſchaft. Wer davon getrieben wird, handelt ſtets egoiſtiſch und opfert in der Regel alles und alle der Befriedigung dieſer Leidenſchaft."

Wilhelm pfiff ein Liedchen und heftete ſeinen Blick an die Decke des Zimmers, ohne zu antworten.

„Höre, Stjernkrona, was ſoll dieſes Pfeifen bedeuten?"

„Daß ich von dem, was du jetzt ſagſt, kein Wort glaube. Schwatze du gegen den Ehrgeiz ſoviel dir beliebt, ich weiß doch, daß derſelbe deine Hauptleidenſchaft ausmacht", rief Wilhelm, indem er Cellner auf die Schulter ſchlug.

„Das iſt beinahe eine Beleidigung!" rief Cellner hitzig.

„Wollen wir blank ziehen?" fragte Wilhelm lächelnd. „Indeſſen, ernſt geſprochen, es lohnt nicht der Mühe, daß du dich ereiferſt, denn ich verſichere dir bei meiner Ehre, daß du ebenſo ehrgeizig biſt als ich, ja vielleicht noch mehr. Wir gehen blos verſchiedene Wege. Ich will die Lorbern, welche mir möglicherweiſe beſchieden ſein können, erkämpfen; du wünſcheſt ſie durch Gunſt und Gnade zu erlangen. Während ich die Ehre an mich zu reißen ſuche, wünſcheſt du ſie dir zu erſchleichen. Wir werden

Digitized by Google

demnach von einem und demſelben Gefühl beherrſcht, obſchon wir zur Befriedigung deſſelben ungleiche Mittel gewählt haben."

Cellner öffnete ſchon den Mund, um zu antworten; in dieſem Augenblick aber trat Wilhelm's Diener ein und meldete ihm, daß ein Ausländer ihn zu ſprechen wünſche.

„Ein Ausländer!" wiederholte Wilhelm ein wenig überraſcht. „Laßt ihn hereinkommen."

Einige Augenblicke ſpäter trat ein junger Mann von lebhaftem, ſüdländiſchem, vortheilhaftem Ausſehen herein. Bei ſeinem Anblick ſprang Wilhelm auf und rief:

„St.-Sue!"

Im nächſten Augenblick drückten die frühern Kameraden einander mit Bewegung die Hand.

Digitized by Google

Vierzehntes Kapitel.

„Aber mein beſter Marquis", ſagte Wilhelm, nachdem die erſten herzlichen Begrüßungen ausgetauſcht waren und Cellner ſich entfernt hatte, „was führt Sie denn hierher zu uns Barbaren?"

„Ich könnte ſagen: derſelbe Grund, der Sie einmal nach Breſt führte, lieber Baron", antwortete St.-Sue. „Damals hatten wir brennenden Seekrieg, und jetzt rüſten Sie zu einem ſolchen. Ich bin hier, um der ſchwediſchen Flotte zu dienen, und das Blut, welches Sie auf der franzöſiſchen vergoſſen, zurückzuzahlen."

„Sie kommen alſo, um —"

„Um mich noch einmal an Ihrer Seite zu ſchlagen. Ja, bei meiner Ehre, und ich hoffe, es wird ſich diesmal nicht um die Landung an einer Inſel handeln, ſondern blos um ſolche Wunden, wie die ruſſiſchen Kugeln zufügen."

Bei dieſen Worten des Marquis flog eine Wolke über Wilhelm's Stirn. Der Marquis, der dies bemerkte, ſetzte hinzu:

„Wie, mein Freund, ich glaube das Wort «Inſel» berührte Sie unangenehm? Sollten Sie zufällig noch ebenſo kindiſch ſein, als da wir zuſammen campirten?"

„Nein, Marquis, ich habe mich bedeutend verändert, dies aber hindert nicht, daß alles, was —"

Digitized by Google

„Sie an die weſtindiſchen Inſeln erinnert, unangenehm iſt. Wohlan, dann wollen wir nicht weiter davon ſprechen.“

„Eine einzige Frage, und dann wollen wir dieſes Thema niemals wieder aufnehmen.“

„Das Wort «niemals» iſt blos da, um niemals ausgeſprochen zu werden, dies merken Sie wohl. Was war es, wornach Sie zu fragen beabſichtigten?“

„Lebt die Gräfin Eſtrier noch?“

„Ich vermuthe es — wenn ſie nämlich nicht geſtorben iſt.“

St.-Sue blickte an die Decke des Zimmers.

„Es iſt Ihnen alſo nichts von ihr bekannt?“

„Ich rechne mir meine Unwiſſenheit in dieſem Falle zur Ehre. Apropos, Baron, glauben Sie immer noch Herr Ihres Schickſals zu ſein?“

„Ja, bisjetzt wenigſtens hat mich noch nichts vom Gegentheil überzeugt.“

„Dann ſind die Ereigniſſe ſehr artig gegen Sie geweſen. Sonſt pflegt man mit den Jahren ſich zwei gute Eigenſchaften zu erwerben, nämlich daß man älter und vernünftig wird. Sie aber ſcheinen ſich von dieſen Verdienſten noch keins angeeignet zu haben.“

„Was meinen Sie, Marquis?“

„Ich meine, daß Sie, ehe Ihre Augen ſchwach werden, ſich bemühen müſſen, die Welt, die Dinge und ſich ſelbſt im rechten Lichte zu ſehen und ſich nicht für mächtiger zu halten als Sie ſind.“

„Aber als Menſch muß ich doch wol Herr meines eigenen Schickſals ſein.“

„Wiſſen Sie, was jetzt in Frankreich vorgeht?“

„Ein Kampf zwiſchen dem Parlament und dem Hof. Aber, beſter Marquis, das iſt eine ſonderbare Frage und hat mit meiner Auffaſſung unſers Schickſals, durchaus nichts gemeinſam.“

Digitized by Google

„Uebereilen Sie sich nicht! Es führen verschiedene Wege nach Rom, deshalb wollen wir jetzt nach Frankreich zurückkehren. Was glauben Sie wol, was dort bevorsteht?"

„Ein Staatsbankrott."

St.-Sue legte seien Hand auf Wilhelm's Arm und antwortete lächelnd:

„Etwas weit Schlimmeres — eine Volksempörung!"

„Und dies sagen Sie mit lächelndem Munde?"

„Ich lache dem Unglück stets ins Gesicht, damit dieses nicht den Triumph habe, es zu thun. Wir haben auch alle Wahrscheinlichkeit dafür, daß revolutionäre Bewegungen stattfinden werden, und daß die Franzosen ebenso wie die Nordamerikaner das Joch, unter welchem sie bisjetzt geseufzt, abschütteln werden. Ein Bürgerkrieg wird die Folge davon sein. Der König und der Adel wollen gutwillig keine Zugeständnisse machen. Wohlan, sind es nun die Individuen, welche es so weit gebracht haben, daß die Söhne eines und desselben Landes sich gegenseitig niedermetzeln, oder ist es nicht vielmehr der Gang der Ereignisse, der sie dazu vermocht hat?"

„Die Ereignisse selbst sind nur die Erzeugnisse der Individuen."

„Das gebe ich nicht zu, denn wenn dem so wäre, so müßte man den Menschen als einen Gott und nicht als einen schwachen Sterblichen betrachten. Wir müssen sonach annehmen, daß der Herr des Schicksals seine Hand mit im Spiele habe. Ich will z. B. ein Volk annehmen, welches jahrhundertelang das Joch des Despotismus getragen, endlich aber von einigen Misernten heimgesucht wird, wodurch Noth und Elend entstehen. Die Leiden, welche darauf folgen, erwecken die Nation zu Betrachtungen über ihre Stellung in der Welt, und bei den Vergleichen, welche die Noth hervorruft, wird sie von dem Wunsch ergriffen, ihre Lage zu verbessern. Die träge Gleichgültigkeit verwandelt sich in Energie und

Digitized by Google

treibt nun zu Handlungen, welche nicht blos für die nächste Zukunft, sondern auch für die Nachwelt einflußreich werden. Folglich ist es eine höhere Macht, welche die Kette der Ereigniſſe ſchmiedet; dieſe Macht aber hat uns Seelenkräfte von der Art gegeben, daß die Erfahrung uns lehren kann, zu berechnen, was die Zukunft im Schoſe führt. Unſer Schickſal gleicht einem auf den Ocean der Ereigniſſe hinausgeſtoßenen Fahrzeug. Wir ſelbſt ſind im glücklichſten Fall der Steuermann deſſelben. Als ſolchem begegnet es uns zuweilen, daß wir den Curs unſers Fahrzeugs zu beſtimmen vermögen, das heißt ſolange es dem Ruder gehorcht. Gleichwol aber geſchieht es oft, daß wir bei ſtürmiſchem Wetter vor dem Winde treiben, und in entgegengeſetztem Curs zu dem, den wir einzuhalten wünſchen; ſehr oft werden wir auch von einer Sturzſee begraben, ohne Rettung für uns oder unſer Fahrzeug zu finden. Sie, lieber Baron, ſind auch ſchon vor dem Wind der Ereigniſſe getrieben, und was mich betrifft, ſo iſt es eben dieſer, der mich hierhergeführt hat."

„Das verſtehe ich nicht."

„Hören Sie mich an. Die Vorgänge, welche in Frankreich im Anzuge ſind, werden aller Wahrſcheinlichkeit nach von der Art ſein, daß das Beſte, was ein franzöſiſcher Edelmann thun kann, iſt, das ſchöne Frankreich bis auf weiteres zu verlaſſen. Der Kampf, welcher bevorſteht, wird ein Kampf zwiſchen der königlichen Macht und dem Volke. Der Marquis St.-Sue kann nicht gegen den König fechten, aber gegen das franzöſiſche Volk auch nicht. In dem einen Falle bräche er ſeine Treue gegen den Monarchen, in dem andern ſeine Pflicht gegen die Nation."

„Sie ſcheinen die Zukunft in ſehr dunkeln Farben zu ſehen", fiel Wilhelm ein.

„Das glauben Sie, der Sie die Ereigniſſe aus der Entfernung ſehen; ich aber, der ich ſie in der Nähe

Digitized by Google

beobachtet, ich muß die Anſicht haben, die ich ſoeben ausgeſprochen. Eines Tags werden meine Worte ſich beſtätigen, und alles, was ich vorhergeſagt und noch weit mehr wird in Erfüllung gehen. Doch möge dem ſein, wie ihm wolle, ſo bin ich jetzt hier bei Ihnen, um mich gegen Rußland zu ſchlagen und unter Kugelregen das Unglück zu vergeſſen, welches meinem Vaterlande droht. Mancher franzöſiſche Edelmann, der nicht wie ich ſich von dem großen Schauplatz zurückgezogen hat, wird das Fahrzeug ſeines Schickſals zertrümmert ſehen."

„Was beweiſt dies?" fiel Wilhelm ein. „Weiter nichts, als daß Sie durch Ihren Charakter und Ihr Temperament befähigt worden ſind, alles, was um Sie her vorgegangen iſt, zu beobachten und daraus Schlüſſe für die Zukunft zu ziehen. Eben auf dieſe Weiſe werden Sie Herr Ihres Schickſals."

„Dieſe Anſicht iſt nur zur Hälfte richtig, denn wir ſind alle von einem höhern Willen und von der Einwirkung unſerer Mitmenſchen auf uns abhängig. Noch einmal, lieber Baron, unſere ganze Macht über das Schickſal beſteht darin, das Schiff unſers Lebens ſo zu ſteuern, daß es nicht an den Klippen zerſchelle, welche man die Umſtände nennt, ebenſo wenig wie an der Einmiſchung anderer Menſchen in das, was uns angeht. Vor der Hand wollen wir dieſen Gegenſtand dahingeſtellt ſein laſſen. Sie halten noch an ſehr vielen Illuſionen feſt, und ich wünſche Ihnen Glück dazu. Wenn wir aus dem Kriege wiederkommen und nicht in demſelben gefallen ſind, wollen wir dieſes Geſpräch wieder aufnehmen. Vielleicht hat ſich das Schickſal der feindlichen Kugeln als Würfel bedient, um über Leben und Tod zu entſcheiden."

Die beiden jungen Männer kamen nun auf andere Dinge zu ſprechen, auf ihre frühere Kameradſchaft, die Ereigniſſe, welche ſie miteinander erlebt u. ſ. w. Alles ward berührt, nur nicht das, was auf Frau von Eſtrier und Fräulein von Outrouville Bezug hatte.

Digitized by Google

St.-Sue scherzte, während er zugleich die ernsthaftesten Betrachtungen anstellte, und dies bewog Wilhelm, bei einer derartigen Gelegenheit zu äußern:

„Mein bester St.-Sue, Sie sind eine höchst sonderbare Zusammensetzung vom größten Leichtsinn und dem tiefsten Ernst. Sie philosophiren und lachen über die ernsthaftesten Dinge von der Welt."

„Ich bin Franzose, darin liegt das ganze Geheimniß. Der Franzose liebt es, mit dem Schicksal Schach zu spielen, die Züge, welche der Gegner zu thun beabsichtigt, im voraus zu errathen, und sich dann selbst auszulachen, wenn er dennoch matt gesetzt wird. Seine Größe ist sein Leichtsinn und sein verwegener Muth. Während Sie Nordländer den Gefahren und dem Tode mit düsterer Ueberlegung entgegengehen, begrüßt der Franzose sie mit lächelnden Lippen und Scherzworten. Die Freude ist das höchste Gut des Lebens. Deshalb wählen wir sie zur Begleiterin durchs Leben, und erlauben nicht, daß sie von unserer Seite weiche."

„Und Sie haben recht. Der Kummer ist ein schlechter Begleiter, besonders für Soldaten und Seeleute."

„Auch Sie, lieber Freund, scheinen mir eine Gemüthsart zu besitzen, die mehr französisch als schwedisch ist, obschon Sie ein wenig zu romantisch sind. Doch, à propos, schwärmen Sie immer noch für die Ehre in so hohem Grade, wie als wir schieden?"

„Damals war sie blos ein schwärmerischer Traum, jetzt dagegen ist sie eine Wirklichkeit und das Ziel, nach welchem ich strebe. Als Jüngling stand mein Sinn nach Abenteuern, und ich zog aus, um deren zu suchen —"

„Sie fanden auch, was Sie suchten", fiel St.-Sue lächelnd ein.

„Ich fand mehr als ich suchte, und —"

„Sie waren nahe daran, Ihre Ruhe und Ihre frohe Laune zu verlieren; dennoch aber retteten Sie glücklicherweise noch beide und wurden dann —"

Digitized by Google

„Ehrgeizig.“

„Ja, wir Männer fröhnen stets zwei großen Thorheiten, ehe wir klug werden. Die erste ist die Liebe, die zweite der Ehrgeiz. Erst nachdem beide uns betrogen haben, sehen wir das Leben in seinem wahren Lichte.“

„Ach, Marquis, Sie werden doch nicht behaupten wollen, daß das Streben nach Auszeichnung eine Thorheit sei?“

„Allerdings will ich es behaupten. Es ist ebenso wie die Liebe ein Fieber im Blute, welches uns die Gegenstände in einem vollkommen falschen Lichte sehen läßt. Hat dieser Zierath da Sie glücklich gemacht?“ setzte St.-Sue hinzu, und zeigte auf das Ordensband in Wilhelm's Knopfloch.

„Ich habe mich stolz darauf gefühlt.“

„Bravo, lieber Freund, dies ist mehr als ich sagen kann.“

„Aber, lieber Marquis, wollen Sie in vollem Ernst behaupten, daß Sie nicht ehrgeizig seien?“ rief Wilhelm.

„Ich behaupte nichts; es ist aber mit dem Ehrgeiz wie mit der Liebe. Ich habe beiden so viel geopfert, daß ich jetzt keine Lust mehr habe, ihnen etwas zu schenken.“

„Aber warum sind Sie dann immer noch Soldat?“

„Weil es mir Vergnügen macht, mit dem Leben zu spielen.“

Der Marquis stand, indem er dies sagte, auf, und setzte dann hinzu:

„Leben Sie wohl, lieber Baron; ich will Sie nun für heute verlassen.“

St.-Sue ging, und Wilhelm blieb in Gedanken versunken sitzen.

Welche Erinnerungen hatte das Wiedersehen des Franzosen hervorgerufen? An Wilhelm's wechselndem Gesichtsausdruck sah man, daß sie gleichzeitig bitter und süß waren. Endlich, nachdem er eine lange Weile sich ihnen überlassen, erhob er sich und murmelte:

Digitized by Google

„Unbegreiflich, daß selbst die Jahre nicht im Stande gewesen sind, das holde Bild zu verwischen. Sie stand so lebhaft vor meiner Seele, daß ich blos die Arme ausstrecken zu dürfen glaubte, um sie zu fassen. O Lucie! Lucie! Wann oder wo werde ich dein Gegenbild finden?"

Er fuhr sich mit der Hand über die Stirn, und setzte hinzu:

„Hinweg mit allen weichlichen Träumereien! Ich habe ja beschlossen, für einen bessern Gegenstand zu leben als für ein Weib."

Die Schatten schwanden von Wilhelm's Stirn, und seine Gedanken nahmen eine andere Richtung.

Digitized by Google

Funfzehntes Kapitel.

Nun, lieber Leſer, nachdem wir die Bekanntſchaft mit unſerm Helden und auch mit St.-Sue erneuet haben, dürfte es für uns Zeit ſein, uns ein wenig mit den Vorbereitungen zu dem bevorſtehenden Kampf zu beſchäftigen.

Obſchon kein Menſch im Lande — wenigſtens keiner der Bewohner von Karlskrona — daran zweifelte, daß der Krieg gegen Rußland erklärt werden würde, ſo waren doch die Meinungen in Bezug auf die Art und Weiſe der Führung deſſelben ſehr getheilt.

Es gab viele, welche glaubten, ein Landkrieg werde am vortheilhafteſten ſein.

Dennoch hatte zur ewigen Ehre für Schweden eine höhere Macht die ſchwellende Woge zu dem Felde beſtimmt, auf welchem dieſer ſo merkwürdige und außerordentlich intereſſante Kampf ausgefochten werden ſollte. Die Ereigniſſe deſſelben waren von der Art, daß die kommenden Geſchlechter ſie kaum glauben würden, wenn nicht das Zeugniß der Geſchichte ſie beſtätigte.

Nicht blos die geſunde Anſicht, daß Schwedens Lage und die weite Ausdehnung ſeiner Küſten es zu einer

Digitized by Google

Seemacht geſchaffen, war Anlaß, daß man einem Seekrieg den Vorzug gab, ſondern es war auch allgemeiner Wunſch, die Hoffnungen verwirklicht zu ſehen, die man auf die Flotte ſetzte; Hoffnungen, welche die zu dieſem Zwecke gebrachten Opfer erweckt, und die Schwedens Ehre und Selbſtändigkeit zum Zweck hatten.

Ueberdies war es ein Angriffskrieg, der von dem kleinen Schweden gegen den Koloß Rußland begonnen ward, — ein Land, welches zu jener Zeit unter Katharinens Herrſchaft eine ſo große Macht erlangt hatte, daß es mit Fug als das mächtigſte Reich in Europa betrachtet werden konnte.

Man rüſtete ſich deshalb auch nicht gegen dieſelben Halbbarbaren von Ruſſen wie früher, welche eben erſt von den Schweden Krieg führen gelernt hatten. Was ſie jetzt wußten, hatten ſie von uns profitirt, und in der That, wol ſelten hat ein Lehrmeiſter aufmerkſamere Lehrlinge gehabt, denn aus jeder Niederlage, die ſie erlitten, hatten ſie eine Lehre für die Zukunft gezogen.

Man kann mit Wahrheit ſagen, daß der Erfolg, den die ſchwediſche Flotte errang, der Ruhm, den ſie erfocht, ja ſogar das Unglück, welches ſie traf, das Meer ſtets als das einzige Mittel bezeichnet haben, um, wenn es gilt, dem ſchwediſchen Namen Glanz zu erwerben.

Mit dieſer Anſicht von der geeigneten Art und Weiſe, das Anſehen der blaugelben Flagge aufrecht zu erhalten, begann die Ausrüſtung der Flotte.

Das heißt: Schweden, der König und das Volk, waren darüber miteinander einig, daß der Kampf zur See ausgefochten werden müſſe.

Die innige Ueberzeugung von der Richtigkeit dieſer Anſicht war auch der Grund, daß, als der königliche Befehl zur Ausrüſtung von zwölf Linienſchiffen und fünf Fregatten am 19. April 1788 in Karlskrona anlangte, die Bruſt und der Arm eines jeden Seemanns von doppelter Kraft beſeelt zu werden ſchien. Jeder Offizier der

Digitized by Google

Flotte bot das Aeußerste auf, um die Ausführung des Befehls zu beschleunigen.

Mit dem sichern Blick, den Gustav III. besaß, überließ er nun die Ausführung einer seiner größten Ideen Männern, welche ebenso wie er wirkliche Patrioten waren, und die schwedische Ehre über alles andere liebten.

Genug, die Flotte rüstete, aber wie? Wenn ununterbrochenes Arbeiten Tag und Nacht genug ist, dann kann man mit Grund sagen, daß sie rüstete. Sie hatte auch zu rüsten, denn die Mittel zur Ausführung des königlichen Befehls, welcher verlangte, daß die Flotte bis zum 30. Mai segelfertig sei, waren sehr unzureichend. Die Mannschaften waren nicht so eingeübt, wie sie hätten sein sollen, die mancherlei nothwendigen Bedürfnisse nicht so leicht beschafft, und die Mittel zu ihrer Beschaffung nicht so mannichfaltig wie jetzt. Indessen, ununterbrochenes Arbeiten Tag und Nacht mußte alle diese Mängel ersetzen.

Ausdauer und fester Wille überwinden alle Hindernisse und setzen eine Ehre darein, trotz aller Schwierigkeiten doch das Ziel zu erreichen.

Die unzulängliche Anzahl von Seeleuten mußte durch Landtruppen ersetzt werden. Die Regimenter Dönköping, Calmar, Westgöta-Dal, Sprengtporten und sogar das königliche Leibregiment mußten nicht blos an der Ausrüstung der Flotte theilnehmen, sondern auch einen Theil ihrer Bemannung liefern. Der Mangel an Seeleuten war so groß, daß nur zwei Schiffe auf einmal klargemacht werden konnten. Nachdem diese fertig waren, wurden sie auf die äußere Rhede hinausbugsirt und vor Anker gelegt, worauf dann dieselben Mannschaften zwei neue Schiffe vornahmen.

Unübertrefflich war der Eifer und die Unermüdlichkeit dieser Söhne des Meeres. Mühen, Anstrengungen und Nachtwachen waren für sie Nebensache. Das große Ziel

Digitized by Google

war, zu beweiſen, wie viel der Menſch vermag, wenn er etwas ernſtlich will.

Am 29. Mai abends, traf der König in Karlskrona ein, am 31., nachdem die Werfte und die Mannſchaft in Augenſchein genommen waren, ging er an Bord des Admiralſchiffs und ward von der ganzen Flotte begrüßt.

Ein Monat Arbeit, und Schweden konnte Rußland die Spitze bieten.

Digitized by Google

Sechzehntes Kapitel.

Am 14. Juli verließ die schwedische Flotte die Rhede von Mjölö, wo sie noch fernerweite Verstärkung an Fahrzeugen von Karlskrona erhalten hatte. Sie machte nun die respectable Anzahl von funfzehn Linienschiffen, elf Fregatten und vier Recognoscirungsfahrzeugen aus.

Die Kämpfe, welche die schwedische Flotte früher gegen die russische bestanden, waren allerdings von der Art gewesen, daß die Ehre der erstern zugefallen war; die Kräfte aber, welche damals auf beiden Seiten einander gegenübergestanden hatten, waren verhältnißmäßig so gering gewesen, daß kein großes Resultat die Folge davon hatte sein können.

Man konnte sich daher nicht wundern, wenn jetzt, wo eine entscheidende Macht zur See sich mit der andern messen sollte, das Interesse auf das äußerste gespannt war, besonders da man mit Sicherheit voraussehen konnte, daß schon das erste Zusammentreffen das Schicksal des Kriegs, ja vielleicht Schwedens entscheiden würde. Ob die schwedische Flotte siegte oder besiegt ward, dies war der Wurf, auf den, wie man glaubte, alles ankam, und

Digitized by Google

deshalb war jeder Blick mit Aufmerksamkeit, Hoffnung und Furcht darauf gerichtet.

Ganz zeitig am Morgen des 17. Juli, als die schwedische Flotte mit östlichem Winde steuerte, hörte man ein wiederholtes, dumpfes Krachen über das Meer rollen. Es war dies das Echo der von der russischen Flotte gelösten Schüsse. Sie konnte sonach nicht mehr weit sein, obschon die nebelige, dicke Luft sie noch nicht sichtbar werden ließ.

Gegen Mittag zog sich der Nebel weiter hinauf in den finnischen Meerbusen, und nun ward die russische Flotte sichtbar. Sie bestand aus einem Dreidecker, sechzehn Linienschiffen und acht Fregatten, welche vor dem Wind auf die schwedische Flotte zusteuerten.

Natürlich näherte sich die russische Flotte immer mehr und mehr, denn sie hatte den Vortheil des Windes, und konnte daher ihre Distanz bestimmen. Sie war fest entschlossen, sich zu schlagen.

Als sie auf einige Kanonenschußweiten heran war, machte die schwedische Flotte, um ihre Linie zu formiren, eine ausgezeichnet gelungene Wendung, und lag nun südwärts über Backbordshalsen. Bei diesem Manöver luvten auch die russischen Schiffe, und legten sich in dieselbe Richtung wie die schwedischen. Das Treffen begann und dauerte ununterbrochen bis zehn Uhr abends.

Es wäre überflüssig, wenn wir hier die einzelnen Phasen dieser merkwürdigen Seeschlacht beschreiben wollten. Sie steht zur Ehre des schwedischen Namens unauslöschlich in den Annalen der Geschichte aufgezeichnet. Ueberdies ist sie die letzte, wo die große Flotte mit gewaltiger Hand in die Saiten der Harfe griff, deren Töne die Welt mit Bewunderung erfüllt haben.

Noch überflüssiger wäre es, an Helden wie Balthasar Horn, den jungen Lagerstral, Wachtmeister und mehrere andere zu erinnern, welche mit unbeugsamem Mannesmuthe dem Unmöglichen die Spitze boten und bewiesen,

Digitized by Google

daß dem Herzen, welches das Vaterland liebt, und dem Arm, der die Ehre des Vaterlands vertheidigt, alles möglich ist.

O, Swea, wie stolz kannst du sein auf deine großen, heldenmüthigen Söhne!

Wir wollen uns auch nicht bei der allgemeinen Zerstörung aufhalten, welche auf allen Schiffen, in Batterie, auf Deck und in Takelwerk die Runde machte. Die von Kugeln und Splittern zerrissenen Herzen hatten ihr Blut für Schwedens Ehre vergossen. Der letzte Blick, der aus dem gebrochenen Auge flammte, war auf die wehende, blaugelbe Flagge geheftet, deren Anblick jeden Schmerz vergessen ließ, sodaß die erbleichenden Lippen im Augenblick des Todes noch lächelnd ihr: „Hoch lebe Schweden!" hervorstammelten.

Man kann von diesem Treffen sagen, daß der Ausgang nicht blos für die Flotte, die Armee und den Krieg, sondern auch für das Land von großem, moralischem Nutzen war. Er erweckte die auch am wenigsten Enthusiasmirten zum Leben, und beseelte die ganze Nation mit politischem Muthe.

Während dieser Stunden der Verheerung finden wir Wilhelm und St.-Sue an Bord des Schiffs Gustav III., von welchem die Flagge Sr. königlichen Hoheit des Großadmirals Herzog Karl wehte.

Ein eigenthümliches Schicksal hatte die beiden Freunde zum zweiten mal auf dem Admiralschiff eines Geschwaders zusammengeführt.

Zehn Jahre waren vergangen, seitdem sie das erste mal unter dem Befehl des Grafen von Orvilliers in den Kampf gezogen waren. Wieviel hatten beide seitdem erfahren! Und gleichwol, als sie am Tage der Schlacht einander begegneten, hätte man kaum geglaubt, es sei mehr als ganz kurze Zeit vergangen, so vollkommen gleichmüthig und sorglos waren sie in ihrer äußern Erscheinung.

Digitized by Google

St.-Sue reichte Wilhelm die Hand, und sagte heiter:

„Ach, lieber Baron, ich möchte darauf schwören, daß wir erst gestern mit Graf Orvilliers' Geschwader nach Brest zurückgekommen seien, so lebhaft steht die Erinnerung an unsern ersten Feldzug vor mir."

„Ihr Anblick, Marquis, könnte auch mich zu dem Glauben verleiten, daß wir noch an Bord des französischen Schiffs wären", antwortete Wilhelm und drückte dem Franzosen die Hand.

„Um so besser. Mit Ihnen in meiner Nähe werde ich mir einbilden, die Russen seien Engländer, und Ihnen mit jubelnder Freude meine wärmsten Bewillkommnungsgrüße entgegensenden."

„Sie können überzeugt sein, Marquis, daß es ebenso heiß hergehen wird, als wenn wir es mit Engländern zu thun hätten."

„Ich rechne darauf. Sie kennen meine Manie, mit dem Tod um das Leben zu würfeln."

„Und Ehre und Wunden zu gewinnen."

„In diesem Falle stehe ich als Franzose in Ihrer Schuld für den Muth und das Blut, welches Sie der französischen Ehre geopfert. Für mich aber gilt der Lorber nichts, diesen können Sie für sich behalten. Sehen Sie nur zu, daß die Ehre Ihnen nicht ebenso wie die Liebe einen häßlichen Streich spielt. Die eine ist ebenso unzuverlässig wie die andere."

Der Marquis entfernte sich. Seine Worte und alles um unsern Helden umher erweckte die Erinnerung an die fröhlichste Zeit seines Lebens, als sein Herz noch offen war für alle Eindrücke, und sich ohne Mistrauen allem hingab, was da schmeichelte und verlockte. Estellens und Luciens Bilder erschienen vor seiner Seele mitten in den Wirbelwolken des Pulverdampfes, der ihn kurz darauf einhüllte. Wilhelm fühlte, daß Jahre vergangen waren,

Digitized by Google

ohne sein Gemüth älter zu machen. Er zählte gleichsam in diesem Augenblicke wieder erst zwanzig Jahre.

An dem Eifer und der Umsicht, womit er seine Pflichten als Commandant der obern Batterie erfüllte, sah man, daß er mit der überlegenen Klugheit und Erfahrung des Mannes auch noch die glühende Liebe des Jünglings für den Beruf vereinigte, welchem er sein Leben und seine Kräfte gewidmet.

Der Kampf tobte mit unverminderter Wuth weiter. Mehr als ein rechtschaffener, unerschrockener Seemann ward blutend, verstümmelt oder sterbend hinabgeführt.

Der Wind war schwächer geworden und hatte endlich, infolge des vielen Schießens, gänzlich aufgehört. Es war beinahe unmöglich, Linie oder Signale zu unterscheiden.

Die Flotten hatten sich während des Kampfes bedeutend dem südlichen Lande genähert, weshalb Se. königliche Hoheit, der Großadmiral, beschloß, mit dem letzten Hauche, der noch die Wasserfläche kräuselte, vor dem Wind zu wenden; die Signale waren aber, wie schon gesagt, nicht mehr zu unterscheiden.

Der Befehl zur Ausführung dieses Manövers mußte daher durch Ruderschaluppen mitgetheilt werden.

Wilhelm ward beauftragt, in einer solchen zum Admiralschiff gehörigen den Befehl weiter zu befördern.

Mit zwölf Mann, welche die Schaluppe ruderten, trat er seine Mission an. Es war in der That eine der am wenigsten angenehmen, die ihm hätte zugetheilt werden können, und mit nicht geringer Gefahr verknüpft. Die Schwierigkeit, in dem Pulverdampf die schwedischen und nicht die russischen Schiffe zu treffen, war nicht gering. Noch schwieriger war es, nicht zwischen beide Feuer der unaufhörlich schießenden Schiffe zu gerathen.

Wilhelm stieß ab, und theilte den Commandanten der einzelnen Schiffe den Befehl mit, was nur allmählich und nicht ohne einige Unordnung geschehen konnte.

Digitized by Google

Mehr als einmal während seiner gefährlichen Fahrt ward Wilhelm mit seiner Mannschaft von einer dicht neben dem Boote hin ricochettirenden Kugel mit Wasser bespritzt. Zuweilen befand er sich mitten zwischen zwei wie besessen aufeinander loskanonirenden Schiffen. Ueber seinem Haupt ward dann die Eisenbrücke geschlagen, auf welcher der Tod von dem einen Schiff zu dem andern wanderte. Die Kugeln gingen jedoch über ihn hinweg, und er konnte hören, wie sie auf beiden Seiten in den Rumpf der Schiffe einschlugen.

Einen Augenblick lang befand er sich ganz nahe an der Seite eines russischen Schiffs, während die Ruderer sich auf das äußerste anstrengten, um aus der Schußweite der feindlichen Musketen hinauszukommen. Ein andermal hatte er keinen andern Führer als den flammenden Feuerschein aus den Stückpforten.

Endlich war seine Mission glücklich vollführt, obschon vier Mann von den Ruderern verwundet worden.

Nach diesem Intermezzo kam er an Bord zurück, um wieder mit verdoppelter Wuth Tod und Verderben dem Feinde entgegenschleudern zu helfen.

Die Russen hatten, als sie das Manöver der schwedischen Flotte sahen, ebenfalls gewendet, und lagen nun nach derselben Richtung. Der Kampf hatte seinen Fortgang, und erst gegen zehn Uhr Abends erreichte er sein gänzliches Ende.

Als St.-Sue nach diesem blutigen Tage mit Wilhelm zusammentraf, sagte er:

„Baron, ich habe Sie um Ihre Luftfahrt mit dem Befehle zum Wenden beneidet. Das wäre eine Expedition für mich gewesen! Da wäre es mir doch einmal recht ordentlich heiß um die Ohren gegangen."

„Nun, was das betrifft, so glaube ich, daß Sie es hier auch nicht sonderlich kühl gehabt haben", antwortete Wilhelm lachend. „Was meinen Sie, Marquis, wie wir Schweden uns aufgeführt haben?"

Digitized by Google

„Sie sind Franzosen, wenn es Heldenmuth gilt", versicherte der Marquis.

Die aufgehende Sonne des nächstfolgenden Tags fand die schwedische Flotte wieder in Schlachtordnung und bereit zum Kampfe; obschon aber der Wind derselbe war, wie am Tage vorher, so wagte der russische Admiral Greigh doch nicht, das Treffen zu erneuen, sondern die schwedische Flotte ging nach Sweaborg, die russische nach Seeskär bei Kronstadt.

Digitized by Google

Siebzehntes Kapitel.

Am 19. Juli begrüßten die Bewohner von Helsingfors die Ankunft des Königs. Am Tage darauf wurden die eroberten Flaggen und Wimpel von den Offizieren der Flotte in feierlicher Proceſſion zur Kirche getragen, wo unter dem Salutfeuer der ganzen Flotte ein Tedeum geſungen ward.

Unter denen, welche ſich in der Kirche eingefunden, um den Feſtlichkeiten beizuwohnen, befanden ſich zwei Männer, welche ſichtlich ſoviel als möglich unbemerkt zu bleiben wünſchten, während ſie ſelbſt mit großer Aufmerkſamkeit auf alles Acht gaben, was vorging.

Der eine war ein älterer Mann mit einem intelligenten, ſehr ſchlauen Geſichtsausdruck, der andere ſchien noch dem Jünglingsalter anzugehören.

Als die Proceſſion die Kirche betrat, betrachtete der jüngere Mann mit ſpähendem Blick jedes Geſicht, als ob er fürchtete, das, welches er ſuchte, nicht zu finden. Plötzlich aber wurden die unruhigen Züge durch einen Freudenblitz erhellt; ſein ganzer Körper erzitterte heftig, ſodaß er ſich an den Pfeiler, neben welchem er ſtand, lehnen mußte. Ganz leiſe murmelte er:

Digitized by Google

„Das ist er.“

In diesem Augenblick schritt St.-Sue vorbei. Er plauderte munter mit seinem Nachbar, ohne die beiden Männer zu bemerken.

„Ihr Landsmann, Vicomte!“ flüsterte der ältere Herr auf französisch dem Jüngling zu, der mit den Augen Sr. königlichen Hoheit, dem Großadmiral, und seiner Suite folgte.

„Ich habe ihn gesehen“, stammelte der Vicomte aufgeregt.

Während das Tedeum gesungen ward, verwendete der fremde junge Mann kein Auge von der Stelle, wo St.-Sue sich befand. Seine Brust hob sich unruhig, und der kurze, fast keuchende Athemzug gab zu erkennen, daß sein Inneres in Aufruhr war.

„Sie sind unwohl, Vicomte“, flüsterte sein Begleiter. „Ist es nicht am besten, wenn wir von hier fortzukommen suchen?“ setzte er mit einem unruhigen Blick auf das beinahe verstörte Gesicht des Jünglings hinzu.

„Ruhig!“ befahl der Vicomte, und zwar in einem Tone, welcher deutlich verrieth, daß er gewohnt war zu befehlen, und daß er den Mann, zu dem er sprach, als einen Untergebenen betrachtete.

Die Feierlichkeiten in der Kirche gingen zu Ende, und die Procession setzte sich wieder in Bewegung, um mit den eroberten Trophäen abzuziehen.

Sie kam wieder an dem Vicomte und seinem Begleiter vorbei. Während aller Augen mit dem Ausdruck von mehr oder weniger Begeisterung auf das lebhafte und im höchsten Grade intelligente Gesicht des geistreichen Königs gerichtet waren, schien der Blick des Fremden an das Gefolge des Herzogs gekettet zu sein, worunter sich St.-Sue zugleich mit den Offizieren der Flotte befand.

Nachdem alle die Kirche verlassen hatten, athmete der junge Mann tief auf und flüsterte:

Digitized by Google

„So habe ich ihn also wiedergefunden.“

Dann wendete er sich zu seinem Begleiter mit den Worten:

„Kommen Sie, lassen Sie uns gehen.“

Sie bahnten sich den Weg durch das Volksgedränge und weiter bis auf den Markt, wo der König in seiner brillanten, geistreichen Weise in Bezug auf die gewonnenen Trophäen die neuen Lorbern, welche Schweden geerntet, und die Ehre, welche im weitern Verlaufe des Kriegs noch zu gewinnen stand, eine zierliche Rede hielt. Dann wurden Belohnungen ausgetheilt.

Wilhelm ward bei dieser Gelegenheit von dem Herzog-Großadmiral zu seinem Kammerherrn ernannt.

Unter den Kameraden Wilhelm's war dabei ein Gesicht zu bemerken, welches förmlich aschgrau ward. Es war das Cellner's.

Alle Ehre, welche Wilhelm errungen, hätte Cellner ruhig mit ansehen können; daß er aber auf diese Weise in den Zauberkreis der Fürstengunst gezogen ward, dies war etwas, was seinen Neid in so hohem Grade erweckte, daß keine Willensanstrengung hinreichte, um den Ausdruck dieses Neides zu verbergen. Auch er war an Bord des Großadmiralschiffs gewesen, aber keine besondere Belohnung oder Auszeichnung ward ihm zu Theil.

Nach diesen Ceremonien wurden die gefallenen Schiffscommandanten mit großer Feierlichkeit zur Erde bestattet.

Digitized by Google

Achtzehntes Kapitel.

Eines Abends, einige Tage nachdem die Flotte nach der Rhede von Sweaborg abgegangen war, begab sich Cellner von dort in Dienstangelegenheiten nach Helsingfors.

Sein Gesicht gab jetzt noch größere Unzufriedenheit als gewöhnlich kund. Man konnte darin lesen, daß er über etwas brütete, was seine Seele marterte. Als er ans Land stieg, schlug er sofort den Weg nach dem Hafen von Helsingfors ein, und wanderte langsam weiter. Er war in Gedanken versunken, sein Blick auf den Boden geheftet, sein Mund scharf zusammengekniffen. So setzte er mit zögernden Schritten seine Wanderung fort.

Alle seine Gedanken drehten sich um einen einzigen Gegenstand, und dieser war — Wilhelm.

Wilhelm's Ernennung zum Kammerherrn des Herzogs schien Cellner gleichsam von allen andern Interessen losgerissen und unmittelbar in den wildesten Strudel des Neides gestürzt zu haben.

Er rief sich ins Gedächtniß zurück, wie Wilhelm während des Kampfes sich durch Kaltblütigkeit und unerschütterlichen Muth, wofür er später auch alle möglichen Lobsprüche geerntet, ausgezeichnet hatte. Aber auch

Digitized by Google

Cellner hatte ja mitten im Kugelregen geſtanden, und dennoch hatte auch nicht ein einziger von ſeinen Vorgeſetzten oder Kameraden ihm etwas zur Aufmunterung für ſeinen bewieſenen Muth geſagt. Der Großadmiral hatte ihn nicht einmal einen Blick, geſchweige denn eine Auszeichnung zu Theil werden laſſen, und Cellner fragte ſich ſelbſt, ob er nicht dennoch im ganzen genommen ein ebenſo tüchtiger und geſchickter Offizier ſei wie Wilhelm.

Die Antwort auf dieſe Frage fiel natürlich zu ſeinem eigenen Vortheil aus. Er betrachtete ſich folglich als zurückgeſetzt und ungerecht behandelt, während er zugleich die Wilhelm zu Theil gewordene Auszeichnung für die größte Parteilichkeit anſah. Die Urſache davon ſuchte er nicht in Wilhelm's Verdienſten, ſondern darin, daß der ältere Stjernkrona ſo gut beim König ſtünde, und folglich der Sohn den Vortheil davon genöſſe.

Während Cellner dieſe Betrachtungen anſtellte und darüber nachdachte, wie er durch einen glücklichen Zufall auf denſelben Standpunkt, wie Stjernkrona, gelangen könnte, achtete er nicht darauf, daß ein feingekleideter junger Mann, der das Anſehen eines vollendeten Stutzers hatte, ihm in einer Entfernung von einigen Schritten folgte.

Als Cellner aus dem Boote ſprang, welches ihn nach Helſingfors herübergebracht, hatte der junge Elegant am Strand geſtanden und nach Sweaborg hinübergeblickt, und als Cellner, ohne ihn zu beachten, die Wanderung durch den Hafen antrat, folgte ihm der junge Mann.

Am Ende des Hafens angelangt, drehte Cellner ſich herum, und ſah ſich plötzlich dem jungen Manne gegenüber. Cellner ſtutzte, wie man ſtets thut, wenn ſich einem ein unerwartetes Hinderniß in den Weg ſtellt. Einen Augenblick ſpäter wollte Cellner jedoch an dem ſchlanken, jungen Herrn vorübergehen, deſſen auf ihn geheftete Augen einen beinahe peinlichen Eindruck machten.

„Pardon, monsieur!“ ſagte der junge Mann mit

Digitized by Google

einer höflichen Verbeugung. „Wollen Sie vielleicht die Güte haben, mir Auskunft zu geben, wie man nach Sweaborg hinübergelangen kann? Ich habe dort einen Landsmann, der an Bord des Admiralschiffs dient.“

Cellner antwortete sogleich in fließendem Französisch:

„Sie suchen wol den Marquis St.-Sue?“

„Ganz recht, mein Herr.“

„Dieser ist jetzt nicht in Sweaborg, sondern hier in Helsingfors.“

„Wissen Sie vielleicht, wo man ihn treffen kann?“

„Wenn er am Lande ist, so wohnt er stets bei dem Baron von C—g. Wenn Sie wollen, will ich Sie dahin begleiten.“

„Sie werden mich dadurch zu großem Danke verpflichten, mein Herr!“ antwortete der Franzose mit artigem Lächeln.

Sie nahmen den Weg hinauf nach der Stadt, während der Fremde anfangs die Conversation allein führte. Mit der gewöhnlichen Leichtigkeit, womit seine Landsleute ein Gespräch anzuknüpfen verstehen, wußte der junge Mann auch zu interessiren, während er doch eigentlich weiter nichts that, als daß er seinen Begleiter über dies und jenes ausfragte.

Es geschah dies gleichwol auf so geschickte Weise, daß Cellner es nicht bemerkte. Er fühlte sich im höchsten Grade interessirt, weil der Franzose jede Frage durch ein Compliment bemäntelte, welches Cellner's alles absorbirende Eitelkeit schmeichelte.

Die äußere Erscheinung des jungen Mannes war im höchsten Grade eigenthümlich. So besaß sie zum Beispiel etwas Unklares, um nicht zu sagen Räthselhaftes. Das Gesicht war feingeformt, die Züge regelmäßig, die Nase untadelhaft, und der Mund hatte einen Ausdruck von fester Entschlossenheit, welche man bei einem so jungen Manne nicht gesucht hätte. Die sorgfältig gepuderte und gut frisirte Perrüke umschloß eine Stirn, die von einer

Digitized by Google

schwarzen Binde verunziert ward, welche von dem einen Ohre schräg darüber hinwegging.

Das ganze Gesicht erhielt dadurch ein eigenthümliches, geheimnißvolles Gepräge, sodaß man auf den ersten Augenblick Mühe hatte, die Züge zu unterscheiden. Die Binde glich einer Larve, hinter welcher ein Theil des Gesichts verborgen war.

Was die Körperlänge betraf, so war der junge Mann mehr klein als groß, und sehr schlank. Trotzdem aber lag ein gewisser Ausdruck von Kraft und Behendigkeit in der Art und Weise seines Ganges und seiner Bewegungen überhaupt.

Sein ganzes Aeußere verrieth Energie, unbeugsame Festigkeit und unerschütterlichen Muth in Verbindung mit einer gewissen unruhigen Wachsamkeit. Er schien die Tage der Kindheit erst ganz kürzlich hinter sich gelassen zu haben.

Mit bewundernswürdigem Takt lenkte er das Gespräch auf die Rüstungen der Schweden zur Fortsetzung des Kriegs und dergleichen, und erfuhr von Cellner alles, was er wünschen konnte.

Cellner, der einen Fremden vor sich hatte, sprach von allem, was er wußte, und suchte dabei zugleich mit seinen Worten einen etwas hohen Begriff von sich selbst zu geben, indem er darauf hindeutete, daß er bei dem Herzog Karl in hohen Gnaden stünde — ein Genuß, dessen unser armer Lieutenant bisjetzt blos im Traume theilhaftig geworden, wovon er aber ebendeshalb so außerordentlich gern sprach.

Ueberdies hatte er ja, möchte es kosten was es wolle, fest beschlossen, dereinst diese Gunst zu erringen, die für ihn das Ziel war, nach welchem er strebte.

Als sie die Wohnung des Baron C—g erreicht hatten, sagte Cellner höflich:

„Vielleicht wollen Sie, daß ich mich erkundige, ob

Digitized by Google

der Marquis zu Hause ist, oder ob er sich gegen meine Vermuthung nach dem Admiralschiff zurückbegeben hat?"

„Sie sind allzu gütig", antwortete der junge Mann und verbeugte sich.

Er blieb vor dem Hause stehen, blickte Cellner nach und murmelte bei sich selbst:

„Dieser Mensch scheint ganz das zu sein, was ich wünsche. Ich kann mir vielleicht ein vortreffliches Werkzeug aus ihm machen. Wenigstens für den Augenblick hätte ich keinen passendern Narren treffen können als diesen."

Nach wenigen Augenblicken kam Cellner zurück und meldete, daß der Marquis sich in den von ihm bewohnten Zimmern allein befände.

Der Franzose dankte ihm für die Mühe, die er ihm gemacht, und bat ihn dann, ihm seinen Namen zu sagen.

Cellner nannte denselben und erhielt zum Austausch die Karte des jungen Mannes, der zugleich den Wunsch aussprach, während seines Verweilens in Helsingfors eine Bekanntschaft fortsetzen zu können, die so angenehm begonnen.

Nach diesen und noch einigen andern Complimenten trennten sie sich.

Cellner war außer sich vor Entzücken; seine Eitelkeit war durch die Artigkeit des Fremdlings geschmeichelt worden, und er glaubte nie mit einer interessantern Persönlichkeit zusammengetroffen zu sein.

Auf der Karte, welche der Franzose ihm überreicht, stand: „Vicomte Philipp von Outrouville."

Digitized by Google

Neunzehntes Kapitel.

Es ist eine allgemein bekannte Sache, daß die Gastfreundschaft in Finnland denselben Charakter hat wie in Schweden, daß man es dort ebenso wie bei uns für eine heilige Pflicht hält, Fremdlingen jede mögliche Artigkeit zu erzeigen.

St.-Sue hatte Gelegenheit, dies an sich selbst zu erfahren, denn kaum hatte er das Schiff verlassen und war, von Stjernkrona begleitet, ans Land getreten, so ward ihm von allen Seiten mit der größten Gastfreundschaft begegnet.

Baron C—g, der weitläufig mit Wilhelm verwandt war, lud sofort sowol seinen Verwandten als dessen französischen Freund ein, seine große und stattliche Wohnung, so oft sie ans Land kämen, als Absteigequartier zu benutzen.

Eine Weigerung, von diesem Anerbieten Gebrauch zu machen, wäre von dem finnischen Edelmann sehr übel aufgenommen worden, und ward deshalb mit Dank angenommen.

Ein Theil des ersten Stockwerks ward auf diese Weise den beiden Offizieren überlassen. St.-Sue benutzte zwei

Digitized by Google

Zimmer, und Wilhelm ebenfalls zwei. Einen großen, schönen Saal benutzten sie gemeinschaftlich.

Wilhelm und der Marquis waren an dem obenerwähnten Tage zeitig des Morgens ans Land gegangen, und hatten denselben in Helsingfors zugebracht.

Ein höherer Magistratsbeamter der Stadt hatte ein großes Diner für einen Theil der Offiziere der Flotte veranstaltet, und Wilhelm und St.-Sue befanden sich ebenfalls unter den Gästen.

Gleich nachdem das Mahl vorüber war, schlich der Marquis sich fort, um nach Hause zu gehen.

Stjernkrona, der Günstling und Stolz aller, konnte sich nicht so schnell losreißen, sondern verweilte noch unter den heitern Gästen.

In dem Innersten seiner Zimmer saß der Marquis. Er lehnte sich in die Sofaecke. Hut, Handschuhe und Degen lagen auf dem Tische vor ihm. Er hielt die Arme über der Brust gekreuzt, und seine lebhaften Augen stierten gerade vor sich hin.

Es sah wirklich aus, als wäre der heitere, leichtsinnige Franzose in diesem Augenblick mit ernsten, um nicht zu sagen düstern Gedanken beschäftigt.

Doch dies geht nur ihn selbst an. Wir haben nicht die Absicht, sein Inneres zu analysiren, um auszuforschen, wieviel Gutes oder Böses, Kummer oder Freude, Ernst oder Leichtsinn es birgt.

Nachdem er eine Weile unbeweglich gesessen, erhob er sich und begann, eine muntere Melodie pfeifend, im Zimmer auf und ab zu gehen.

Plötzlich ließen sich Tritte in dem Saale vernehmen, welcher zwischen St.-Sue's und Stjernkrona's Zimmer lag.

„Sind Sie es, lieber Baron?" rief der Marquis und ging in das äußere Zimmer hinaus.

„Nein, mein Herr", antwortete eine helle Stimme, und Cellner's neuer Bekannter ward an der entgegengesetzten Thür sichtbar.

Digitized by Google

Bei dieſem Anblick blieb St.-Sue unbeweglich ſtehen, und ſah den Vicomte an, als ob er ſeinen Augen nicht traute. Mit lächelnden Lippen ging dieſer ihm entgegen und ſagte:

„Wie, Marquis, erſchreckt Sie mein Anblick? Ueberraſcht Sie derſelbe? In dieſem Falle gäbe es alſo doch etwas, was Sie in Erſtaunen ſetzen könnte.“

„Sie irren ſich, Vicomte; ich habe Ihr Erſcheinen ſchon ſeit mehreren Wochen erwartet“, antwortete der Marquis in ſeinem gewöhnlichen, leichtfertigen Tone. „Als uns die ruſſiſchen Kugeln um die Ohren ſauſten, glaubte ich immer, Sie in Geſtalt einer Bombe auf das Admiralſchiff niederſchlagen zu ſehen.“

„Wirklich! Es macht Ihrer Menſchenkenntniß alle Ehre, daß Sie mich verſtanden haben, als ich erklärte, wir würden uns entweder in Finnland oder in Schweden treffen.“

Der Vicomte legte Hut und Handſchuhe ab, warf ſich dann auf ein Sofa und rief:

„Nun, was gibt's hier Neues bei Ihnen?“

„Wir haben uns bei Hogland geſchlagen“, antwortete der Marquis lächelnd und ſetzte ſich neben ſeinen Gaſt, den er mit forſchendem Blick betrachtete.

„Nennen Sie das etwas Neues? Ich war ja mit dabei, und nahm an dem Kampfe theil.“

„An Bord der ruſſiſchen Flotte?“

„Allerdings. Da Sie unter der ſchwediſchen Flagge kämpften, ſo blieb mir weiter nichts übrig, als den Ruſſen zu helfen.“

„Davon ſehe ich aber die Nothwendigkeit nicht ein.“

„Nicht?“

„Nein! Allerdings iſt es wahr, daß wir Todfeinde ſind, daß wir einander haſſen; aber, mon Dieu, deswegen waren Sie nicht genöthigt, ſich den ſchwediſchen Kugeln auszuſetzen. Es gibt ja ſo viele andere Mittel, ſeine unverſöhnlichen Gefühle zufrieden zu ſtellen. Wir

Digitized by Google

können uns ja zum Beiſpiel duelliren", rief der Marquis lachend.

Der Vicomte betrachtete ihn ſchweigend einen Augenblick lang, dann ſagte er mit ſeltſamem Lächeln:

„Sie ſind der angenehmſte und furchtbarſte Feind, den ein Menſch haben kann."

Dann ſprang er auf und rief heftig und mit geballten Fäuſten:

„Ha, wenn ich bedenke, auf wie teufliſche Weiſe Sie gehandelt, wie Sie mein Glück zertrümmert und alle meine Träume von irdiſcher Freude vernichtet haben, dann iſt es mir, als wünſchte ich, daß Sie ſo viel Leben beſitzen möchten, als es Qualen in meiner Seele gibt. Und hätten Sie tauſend Leben, ſo würde ich ſie Ihnen alle nehmen, eins nach dem andern und Tropfen um Tropfen, damit Sie die Martern eines tauſendfachen Todes leiden müßten."

„Man hört, daß Sie Millionär ſind, Vicomte, denn Sie ſind im höchſten Grade freigebig. Es wundert mich wirklich, daß ich noch lebe. Weshalb haben Sie ſich nicht mit dem einen Leben begnügt, welches ich wirklich beſitze?"

„Weil es bisjetzt zu wenig geweſen iſt, um meinen Rachedurſt zu löſchen, meinen Haß zu befriedigen und Ihr Verbrechen zu ſühnen."

Philipp warf ſich wieder auf das Sofa.

St.-Sue ſaß mit ſeiner leichtſinnigen Miene unbeweglich da, gerade als ob von den amuſanteſten Dingen die Rede wäre.

„Sie ſind verſchwenderiſch gegen ſich ſelbſt, wenn Sie mich das Einzige behalten laſſen, was ich nicht zu vertheidigen beabſichtige", ſagte St.-Sue.

„Beabſichtigen Sie nicht, Ihr Leben zu vertheidigen?"

„Gegen Sie nicht, Vicomte."

„Aber doch Ihren Frieden, Ihre Ehre?"

„Dieſen können Sie nichts anhaben."

„Wiſſen Sie das gewiß?"

Digitized by Google

„Ja wohl, ganz gewiß.“

„Wir wollen sehen. Merken Sie wohl: nicht Sie sind es, gegen den ich den Streich führen werde, sondern —“

„Wie befindet sich Frau von Estrier?“ unterbrach ihn St.-Sue in unnachahmlichem Tone.

Wenn man den Vicomte mit einer scharfgeschliffenen Waffe berührt hätte, so hätte er keine heftigere Bewegung des Schmerzes machen können. Er sprang auf und rief:

„Marquis, diesen Namen —“

„Wage ich auszusprechen“, antwortete St.-Sue ruhig, und sah den jungen Mann mit festem Blick an; „aber Sie haben nicht den Muth, ihn zu hören. Wohlan, Vicomte, wer von uns beiden ist wol der Stärkste, Sie oder ich? Sie, der Sie vor einem Namen zittern, oder ich, der sich durch Sie nicht aus seiner Ruhe bringen läßt? Ich bin sonach allein Herr über Ihren Frieden und Ihre Ehre. Ich brauche ja blos Estelle von Estrier zu nennen, um Sie zittern zu machen.“

Der Marquis schlug ein Bein über das andere, schaute nach der Decke hinauf, und setzte ganz gleichgültig hinzu:

„Leugnen läßt sich allerdings nicht, daß, wenn Sie an die schöne, bezaubernde Estelle denken, Ihr Herz vor Schmerz beben muß. Das traurige Schicksal derselben kann nicht anders als schwer auf Ihrem Gewissen ruhen.“

Der Vicomte hatte sich vollkommen wieder erholt, und sagte deshalb, indem er sich setzte:

„Sie, Marquis, haben doch wol nicht die Absicht, als ihr Rächer aufzutreten?“

„Nein, ich greife der Vorsehung niemals vor. Ich lasse diese, ohne jede Einmischung von meiner Seite, das Rad der Ereignisse drehen.“

Hier ward das Gespräch durch das Geräusch von Tritten im Saale unterbrochen. Eine Männerstimme trällerte eine muntere Melodie.

Digitized by Google

Bei dem Klange der Stimme richtete der Vicomte raſch den Kopf empor und horchte. St.-Sue beantwortete dieſe Bewegung, indem er ſagte:

„Es iſt mein Freund, Baron Stjernkrona.“

Hierauf erhob er ſich und ging Wilhelm in den Saal hinaus entgegen.

„Ah, Sie ſind ſchon zu Hauſe, Marquis!“ rief Wilhelm. „Sie hatten ſich fortgeſchlichen, ohne daß ich etwas bemerkt hatte.“

„Was ſollte ich weiter thun? Nachdem man ein ſo gründliches, finniſches Mahl zu ſich genommen, iſt man nicht im Stande, noch zu denken, geſchweige denn zu ſprechen. Es bleibt daher weiter nichts übrig, als die Ruhe zu ſuchen“, antwortete der Marquis, und ſetzte ſich in einen der Armſeſſel.

Wilhelm folgte ſeinem Beiſpiel. Eine Weile plauderten ſie noch von dem ſtattgehabten Banket, dann ſagte Wilhelm:

„Wie gefällt Ihnen mein Freund Cellner?“

„Nicht ſonderlich“, antwortete der Marquis. „Sie haben mir dieſe Frage ſchon einmal vorgelegt, und ich gab Ihnen damals ganz dieſelbe Antwort.“

„Ja, jetzt fällt es mir ein“, ſagte Wilhelm und ſchaute gedankenvoll vor ſich hin. „Ich traf ihn eben, als ich das Banket verließ, und ſeine düſtere Miene fiel mir auf. Ueberhaupt iſt er mir ſchon ſeit unſerer Affaire bei Hogland ganz verändert vorgekommen.“

„Getäuſchte Hoffnungen! Doch laſſen wir ihn und —“

„Nur noch ein Wort. Glauben Sie, daß Cellner ſo ehrgeizig ſei —“

„Auszeichnung gewinnen zu wollen? Ja, das glaube ich; aber, wenn es Ihnen recht iſt, ſo wollen wir kein Wort mehr in Bezug auf ihn ſprechen.“

„Wie Sie wollen. Bleiben Sie über Nacht am Land?“

„Ja, ich glaube. Ueberdies habe ich auch Beſuch von einem Landsmann bekommen.“

Digitized by Google

„Von einem Landsmann!“ wiederholte Wilhelm.

Der Marquis erhob ſich und machte mit der Hand eine Bewegung nach der Thür, indem er ſagte:

„Er iſt da drinnen, und es würde mir Vergnügen machen, ihn Ihnen vorzuſtellen.“

Wilhelm hatte ſich ebenfalls erhoben und ſagte verbindlich, indem er nach ſeiner Uhr ſah:

„Sie treiben die Artigkeit ein wenig zu weit, Marquis, wenn Sie ſo um meinetwillen einen Gaſt vernachläſſigen. Ich meinerſeits muß Sie nun verlaſſen, um mich zu dem Herzog zu begeben. Die Bekanntſchaft mit Ihrem Landsmann, wie angenehm mir dieſelbe auch wäre, muß ich ſonach aufſchieben.“

Wilhelm reichte St.-Sue die Hand.

„Aber ſo viel Zeit als nöthig iſt, Ihnen meinen Landsmann vorzuſtellen, könnten Sie mir doch wol ſchenken.“

„Ich habe keine Minute mehr übrig. Warum ſagten Sie mir nicht ſogleich, daß Sie etwas ſo Ungewöhnliches, wie einen Franzoſen hier mitten in Finnland, zu bieten hätten? Leben Sie wohl, Marquis, wir treffen uns ſpäter heute Abend.“

Wilhelm drückte dem Marquis die Hand und eilte in ſein eigenes Zimmer, um einige nothwendige Veränderungen in ſeiner Toilette vorzunehmen, ehe er ſich zu dem Großadmiral begab.

St.-Sue ſah ihm lächelnd nach und murmelte:

„Das war ſchade.“

Dann drehte er ſich auf dem Abſatz herum, und ging wieder hinein zu dem Vicomte.

„Ihr Freund hatte große Eile“, ſagte Philipp von Outrouville mit feinem Lächeln. „Ich ging des Vergnügens verluſtig, ſeine Bekanntſchaft zu machen.“

„Wie Sie hörten, war die Schuld nicht mein“, antwortete St.-Sue. „Ich that alles, was ich thun konnte; was aber heute nicht geglückt iſt —“

Digitized by Google

„Kann morgen glücken, wollen Sie sagen.“

Der Vicomte stand, indem er dies sagte, auf und setzte hinzu:

„Ich beklage wirklich, Ihren Wünschen in dieser Beziehung nicht entgegenkommen zu können, weil ich morgen eine längere Reise in das Innere von Finnland anzutreten gedenke.“

„Wollen Sie Helsingfors so schnell wieder verlassen?“

„Ja, was habe ich hier weiter zu thun, nachdem ich Sie getroffen?“

„War dies der einzige Grund, weshalb Sie sich hierherbegeben und allen Gefahren getrotzt haben, welche unter den jetzigen Verhältnissen unbedingt mit einem solchen Besuche verknüpft sein müssen?“

St.-Sue sah den Vicomte an.

„Für den, welcher liebt, oder für den, welcher haßt, gibt es weder Gefahren noch Tod. Leben Sie wohl, Marquis! Ich hoffe, daß wir uns recht bald wieder begegnen werden.“

Der Vicomte that einige Schritte nach der Thür; St.-Sue aber stellte sich ihm in den Weg und sagte:

„Noch einen Augenblick, mein Herr, ehe wir scheiden. Was beabsichtigen Sie mit diesem seltsamen Auftritt? Sie erinnern sich wol, daß ich gewissermaßen zu dieser Frage berechtigt bin.“

„Marquis, ich will Ihre Frage durch eine andere beantworten. Haben Sie unsere letzte Begegnung in Paris vor sechs Monaten vergessen?“

„Durchaus nicht. Es war am Tage nach —“

„Sie brauchen nichts von dem zu wiederholen, was jene Begegnung veranlaßte, ebenso wenig als etwas, was die Personen betrifft, die hierbei in Frage kommen, sondern blos —“

„Ich soll mich blos meines Ihnen gegebenen Ver-

Digitized by Google

ſprechens erinnern, nicht wahr?" fragte der Marquis ſich verbeugend.

„Allerdings."

„Wohlan, mein Herr, Sie finden wol, daß ich dieſes Verſprechen gehalten, da ich während einer ganzen Stunde auch nicht einen Augenblick vergeſſen habe, was die Höflichkeit verlangt. Aber, Vicomte, wir führen Krieg, und folglich habe ich das Recht zu fragen: Soll es ein ehrlicher Kampf ſein, bei welchem blos unſer Leben auf das Spiel geſetzt wird, oder —"

„Das Leben des Menſchen wird, im Grunde genommen, täglich aufs Spiel geſetzt, Marquis, weil man, wenn es zu Ende iſt, weder etwas zu gewinnen noch zu verlieren hat. Auf Ihr Leben habe ich es durchaus nicht abgeſehen."

Der Vicomte trat dem Marquis einen Schritt näher und legte ihm die Hand auf die Schulter, während er in ſcherzendem Tone fortfuhr:

„Wenn es Ihr Leben wäre, wornach ich trachte, ſo wären Sie niemals nach Schweden gekommen. Nein, es iſt etwas anderes, was ich haben will, um mich zu rächen."

„Aber gleichwol iſt es das Einzige, was Sie mir nehmen können", verſicherte St.-Sue lachend.

„Das werden wir ſehen!" entgegnete der Vicomte, indem er ſeine Hand zurückzog und gleichgültig hinzuſetzte: „Ich hörte einmal von ein paar jungen Männern erzählen, welche Nebenbuhler waren. Um dem Zwiſt ein Ende zu machen, beſchloſſen ſie, um den Gegenſtand ihrer Liebe eine Partie Schach zu ſpielen. Wer dieſe gewänne, ſollte die Schöne gewinnen. Wohlan, Marquis, wir beide ſind auch ein paar Schachſpieler."

„Aber doch nicht um eine Geliebte?" fragte der Marquis lächelnd.

„Nein, Sie wiſſen am beſten, um was wir ſpielen. Wenn ich Sie matt geſetzt, Ihnen alle Figuren geſchlagen und den König genommen haben werde, dann — dann

Digitized by Google

werde ich den letzten Streich führen, und — Adieu, Marquis!"

„Adieu, Vicomte!" sagte der Marquis mit einer höflichen Verbeugung. Ich hoffe, daß wir im weitern Verlauf des Spiels einander wieder begegnen, und seien Sie versichert, daß es Ihnen nicht gelingen soll, mich mit dem ersten Zuge matt zu setzen."

„Das erwarte ich selbst nicht, denn Sie sind ein geschickter Spieler. Dies soll mich aber nicht hindern, die Partie doch zu gewinnen. Ich werde nichts unversucht lassen, um —"

„Sieger zu werden", fiel St.-Sue ein. „Bedenken Sie aber, daß es bei unsern menschlichen Berechnungen blos eins gibt, was sicher ist, nämlich das, was wir nicht berechnet haben. Es ist gefährlich, allzu fest auf seine eigene Fähigkeit zu bauen."

Der Marquis trat ein wenig auf die Seite, und der Vicomte ging auf die Thür zu, indem er sagte:

„Wenn dieser Satz wahr ist, bester Marquis, dann fürchte ich, daß wir keiner von beiden die Partie gewinnen."

„Ja, wer weiß? Die Ereignisse können ja das Spiel über den Haufen werfen."

„Das wäre aber schade. Leben Sie wohl!"

Der Vicomte setzte seinen eleganten Hut auf, und entfernte sich.

Als die Thür sich hinter ihm schloß, rief St.-Sue sehr heiter:

„Nimm du deinen ganzen Anhang von satanischen Intriguen zu Hülfe, du sollst dennoch matt gesetzt werden, dafern mir nicht die Russen den Kopf vom Rumpfe schießen! Und nun rasch ans Spiel."

Der Marquis zog die Klingel.

Ein kleiner, magerer, schwächlicher Diener ward sichtbar. Sein schwarzes Haar und seine kleinen, braunen

Digitized by Google

Augen ſchienen zu verrathen, daß er von den in Finnland in großer Anzahl herumſtreichenden Tataren abſtamme.

Simon war Diener des Baron C—g, hatte in ſeinem Hauſe ſchon lange Jahre gedient, und war mit ſeinem Herrn auch längere Zeit in Frankreich geweſen. Er radebrechte daher ſo ziemlich franzöſiſch, war zuverläſſig und aufmerkſam und ein Muſter aller Diener — lauter Eigenſchaften, welche den Baron bewogen hatten, ihn mit der Bedienung des Marquis und Wilhelm's zu beauftragen.

„Sahſt du den Herrn, der ſoeben von hier fortging?" fragte der Marquis den ſich verbeugenden Simon.

„Ja, Herr Marquis."

„Nun ſo gehe ihm nach, aber ohne daß er es bemerkt, und ſieh, welchen Weg er nimmt. Ich wünſche es zu wiſſen."

Simon verſchwand.

Digitized by Google

Zwanzigstes Kapitel.

Als der Vicomte von dem Marquis herunterkam, blieb er eine Weile stehen, als wäre er unschlüssig, welchen Weg er einschlagen sollte. Bald blickte er die Gasse hinauf, bald hinunter, und dachte offenbar über etwas nach. Plötzlich schien der Anblick einer Uniform ihn zu bestimmen. Er ging dem sich nähernden Militär gerade entgegen, während er dachte:

„Der Zufall wäre mir sehr günstig, wenn er mir den Lieutenant Cellner wieder in den Weg führte."

Mittlerweile war der Offizier näher gekommen und es war wirklich Cellner, der sich seines Auftrags in Helsingfors entledigt hatte und jetzt auf dem Rückweg nach dem Hafen hinunter begriffen war, um sich nach Sweaborg zu begeben.

Die Begegnung war für beide Theile eine freudig überraschende. Man sagte sich gegenseitig verschiedene Artigkeiten, worauf der Vicomte fragte, ob Cellner für den noch übrigen Abend frei wäre.

Cellner antwortete, er habe noch einige Stunden zu seiner Verfügung, ehe er wieder in Sweaborg einzutreffen brauchte.

Digitized by Google

Der Vicomte begab ſich nun mit ihm nach dem vornehmſten Weinkeller der Stadt, wo die beiden jungen Männer ſich ein Zimmer für ſich geben ließen und während ſie eine Flaſche Wein tranken, vom Krieg zu ſprechen begannen, ein Thema, welches der Vicomte mit großer Geſchicklichkeit zur Sprache brachte.

Cellner trank gern, ohne eigentlich Trinker zu ſein, und wenn er einige Glas genoſſen hatte, ward er allemal ſehr mittheilſam.

Er achtete nicht darauf, daß der liebenswürdige Fremdling ſehr wenig trank, dagegen ihn ſehr fleißig nöthigte, ſein Glas zu leeren.

Der Vicomte verfolgte die Wirkung des Weins mit großer Aufmerkſamkeit und ſtellte ſeine Fragen ſo wie Cellner redſeliger ward. Nachdem ſie ein paar Stunden beiſammen geweſen waren, und als ſie endlich ſcheiden wollten, wußte der Vicomte nicht blos alles, was Cellner, ſein Streben und ſeine Schwächen betraf, ſondern auch noch eine Menge andere Dinge, die von großem Gewicht waren und den Franzoſen in hohem Grade intereſſirten.

Der Vicomte begleitete Cellner bis an ſein Boot und ſagte ihm hier Lebewohl für den Fall, daß ſie einander nicht wiederträfen.

Nachdem Cellner's Boot vom Lande abgeſtoßen war, blieb der Vicomte noch ſtehen, ſchaute ihm nach und dachte:

„Dieſer Menſch iſt ein ſehr geeignetes Werkzeug zur Förderung meiner Pläne. Er iſt aus den Elementen zuſammengeſetzt, aus welchen man einen Feind für das Glück und den Erfolg anderer ſchafft, denn wenn ein edler Ehrgeiz zur Tugend führt, ſo glaube ich dagegen ganz beſtimmt, daß ein leidenſchaftliches Streben nach Auszeichnung zum Verbrechen führt. Indeſſen, welche menſchliche Leidenſchaft könnte nicht dahin ausarten? Das Schönſte und Höchſte, was in dem Herzen wohnen kann, verwandelt ſich leicht in eine ganze Welt ſchlimmer Leiden-

Digitized by Google

ſchaften. Doch was geht das mich an? Jetzt gilt es, unbemerkt an Ort und Stelle zu gelangen, um mitzutheilen, was es mir gelungen iſt, zu erfahren."

Der Vicomte drehte ſich um und wanderte langſam von dem Hafen hinweg.

Simon hatte mittlerweile dem Marquis rapportirt, daß ſein Gaſt mit dem Lieutenant Cellner zuſammengetroffen ſei und ſich in Geſellſchaft deſſelben nach dem Rathhauskeller begeben habe.

Der Marquis machte ſich auf dieſe Mittheilung hin ſofort auf, um ebenfalls einen Beſuch in dem Keller zu machen und den Vicomte unbemerkt zu beobachten. Er ſah ihn fortgehen und Cellner nach dem Hafen hinunterbegleiten. Er folgte ihm und ſpionirte aus, wohin er dann ſeine Schritte lenkte.

Der junge Franzoſe wohnte bei einem deutſchen Kaufmann Namens Keineroth, welcher ſich vor zehn Jahren in Helſingfors niedergelaſſen und für ſehr reich galt. Keineroth ſtand in Handelsverbindungen mit den meiſten auswärtigen Märkten und machte ſehr bedeutende weitläufige Geſchäfte.

Der Vicomte war einige Tage vor dem Beſuche bei St.-Sue, wie man ſagte, mit einem von Keineroth's Schiffen, welches mit einer Ladung Wein von Marſeille kam, in Helſingfors angekommen.

Der junge franzöſiſche Edelmann war, wie es hieß, zu ſeinem Vergnügen auf einer Reiſe nach Schweden und Finnland begriffen. Er ſtreute Gold mit vollen Händen um ſich her, war äußerſt freigebig und ſprach niemals von etwas, was Politik oder Krieg betraf. Demzufolge hatte er während ſeines kurzen Verweilens in Helſingfors durchaus keinen Anlaß zum Argwohn gegeben, ſondern die gewöhnliche Gaſtfreundſchaft von den adelichen

Digitized by Google

Familien erfahren; mit welchem er durch den Kreishauptmann, bei dem er seinen Paß vorgezeigt, in Berührung gekommen war.

Keineroth lebte auf großem Fuße, wie es einem reichen Manne geziemte, und hatte in seinem Hause dem jungen Franzosen mehrere Zimmer anweisen lassen.

Nach dieser Wohnung lenkte der Vicomte seine Schritte, als er den Hafen verließ. Als er einige Augenblicke später in sein Zimmer trat, ward er hier von seinem Diener empfangen, einem Manne von mongolischem Aussehen, obschon er französisch sprach wie ein geborener Franzose, und auch behauptete, ein Pariser zu sein.

Der Vicomte reichte ihm Hut und Handschuhe mit den Worten:

„Hat jemand nach mir gefragt?"

„Nein, Herr Vicomte", antwortete der Diener.

„Um so besser! Wir müssen noch heute Nacht von hier fort, verstehst du?"

„Ja, Herr Vicomte."

In dem Augenblick, wo der Vicomte in sein Privatzimmer hineingehen wollte, öffnete sich die Thür und St.-Sue stand auf der Schwelle.

Wenn der Marquis durch den Anblick des Vicomte, als dieser ihn besuchte, überrascht worden war, so schien der Vicomte jetzt nicht weniger erstaunt zu sein, als er St.-Sue erblickte. Er prallte einen Schritt zurück und rief:

„Marquis, Sie hier! Was führt Sie hierher?"

„Der Wunsch, Sie zu überraschen, Vicomte", antwortete St.-Sue. Zugleich warf er einen Blick auf den Diener, fixirte ihn scharf und sagte dann in bestimmtem, befehlendem Tone:

„Verlaß uns; ich habe deinem Herrn etwas zu sagen."

Der Diener wechselte einen Blick mit dem Vicomte.

Digitized by Google

Wahrscheinlich lag in dem des letztern eine Aufforderung, zu gehorchen, denn der Diener entfernte sich sofort.

Die beiden Franzosen waren nun allein.

„Vicomte, der erste Zug Ihres Spiels begann mit Ihrem Besuch bei mir, nicht wahr?“ hob der Marquis an, während er seinem Wirth in das anstoßende Zimmer folgte.

„Wenn Sie so wollen, ja!“ antwortete der Vicomte artig und lud seinen Gast mit der ganzen Höflichkeit, welche den wohlerzogenen Franzosen kennzeichnet, ein, Platz zu nehmen.

„Wohlan, ich bin nun hier, um das Spiel fortzusetzen“, sagte der Marquis scherzend, „und womöglich eine oder die andere Figur zu schlagen.“

„Sie!“ rief der Vicomte mit blitzenden Augen.

„Ja wohl, ich“, entgegnete St.-Sue lachend. „Wissen Sie, Vicomte, Sie haben einen sehr albernen Zug gethan und Ihren Laufer nicht gedeckt. Ich nehme ihn, ohne daß Sie von mir auch nur einen Bauer als Ersatz bekommen können.“

„Ich bin sehr neugierig zu sehen, wie das zugehen soll“, sagte der Vicomte, obschon man deutlich bemerkte, daß er jetzt seiner ganzen Gewalt über sein Gesicht bedurfte, um ruhig zu scheinen.

„Sie beabsichtigen, sich heute Nacht von hier fortzubegeben, um der russischen Flotte einige Mittheilungen zu überbringen, die es Ihnen gelungen ist, hier zu ergattern.“

„Nun und dann? Was geht dies Sie an?“

„Durchaus nichts, wenn Sie wollen, und dennoch sehr viel. Es kommt darauf an, von welchem Gesichtspunkt aus man die Sache betrachtet. Sie sind als russischer Spion nach Finnland gekommen, Vicomte. Ich bitte, suchen Sie nicht, mich zu widerlegen. Wenn ich etwas Derartiges ausspreche, so bin ich meiner Sache gewiß, Sie haben verschiedenes erfahren, was den Russen sehr

Digitized by Google

nützlich zu wissen sein kann, dagegen aber den Schweden Schaden bringen muß, wenn es vor der Zeit zur Kenntniß ihrer Feinde käme. Genug, Sie dürfen heute Nacht nicht abreisen. Es wird Ihnen unter keiner Bedingung gestattet, Helsingfors zu verlassen."

„Und wer soll mich hindern?"

„Ich."

Der Vicomte heftete einen langen, finstern Blick auf den Marquis, welcher fortfuhr:

„Sie wollen vielleicht wissen, wie?"

„Das wäre allerdings sehr interessant."

„Das meine ich auch, Sie werden aber entschuldigen, wenn ich mich für den Augenblick darauf beschränke, Ihnen ganz einfach zu rathen, von dieser Reise abzustehen; andernfalls zwingen Sie mich zu Schritten, die ich nicht gern gegen einen Landsmann thun möchte."

„Marquis, Sie haben mir versprochen —"

„Niemals zu vergessen, was Sie als Landsmann das Recht haben können, von mir zu fordern. Ich vergesse aber meine Pflichten gegen die Nation, auf deren Flotte ich diene, ebenso wenig, und deswegen bin ich gezwungen, Sie hier in Helsingfors zurückzuhalten."

Mit diesen Worten schickte der Marquis sich an zu gehen.

„Weder Sie noch die ganze schwedische Flotte sollen im Stande sein, mich abzuhalten, Helsingfors zu verlassen, ehe noch die Sonne aufgegangen ist", rief der Vicomte heftig; „das heißt dafern Sie nicht zum Verräther an Ihrem Wort werden."

„Sie wissen mehr als zu gut, daß ich niemals ein Verräther sein kann; aber Sie sollten nun auch zu der Einsicht gelangt sein, daß Sie stets Unglück haben, wenn ich Ihr Gegenspieler bin. Also, enthalten Sie sich, Ihre Wohnung zu verlassen."

„Ich habe ja schon gesagt, daß der Mensch, der mich dazu vermögen kann, noch nicht geboren ist!"

Digitized by Google

„Nun dann leben Sie wohl; morgen ſehen wir uns wieder.“

Der Marquis ging, verſchloß aber die Thür hinter ſich, zur nicht geringen Ueberraſchung des Vicomte, der durchaus nicht eher als bis St.-Sue den Schlüſſel abzog, bemerkte, daß die Thür von außen verſchloſſen worden.

Philipp von Outrouville war ſonach in ſeinem eigenen Zimmer gefangen.

St.-Sue lenkte nun ſeine Schritte zu Herrn Keineroth, den er auf ſeinem Comptoir arbeitend antraf.

Gott allein weiß, was der Marquis zu dem Deutſchen ſagte, aber Herr Keineroth war ganz blaß um die Naſe herum, als St.-Sue ihn verließ.

Von dem deutſchen Kaufmann begab ſich St.-Sue ſchleunigſt nach ſeiner und Wilhelm's Wohnung, wo er ſchnell einige Worte an Stjernkrona ſchrieb.

Simon erhielt Auftrag, den Brief an den Baron abzugeben, ſobald dieſer von dem Herzog zurückkäme.

St.-Sue kehrte hierauf in Keineroth's Haus zurück, wo er in dem großen Zimmer vor dem des Vicomte Platz nahm.

Digitized by Google

Einundzwanzigstes Kapitel.

Der Abend ſtand eben im Begriff, der Erde, welche ſich den Armen der Nacht überlaſſen wollte, Lebewohl zu ſagen, als Wilhelm mit eiligem Tritt die Treppe in Keineroth's Haus hinaufging und in das Zimmer trat, in welchem St.-Sue ſich befand.

„Mein beſter Marquis, was bedeutet Ihr geheimnißvolles Billet?" rief Wilhelm.

„Es bedeutet erſtens, daß Sie leiſe ſprechen ſollen, und zweitens, daß es Franzoſen gibt, welche lieber unter der ruſſiſchen Flagge dienen als unter der ſchwediſchen, und daß Sie, wenn Sie nicht ein Verbrechen an Ihrer Pflicht begehen wollen, heute Nacht hierbleiben müſſen."

St.-Sue theilte Wilhelm nun in der Kürze die Gründe mit, aus welchen er ſeinen Landsmann im Verdacht hatte, ein ruſſiſcher Spion zu ſein. Er ſchloß mit den Worten:

„Bei einer Gelegenheit, gleichviel welcher, gab ich dem Bürſchchen, welches ich hier eingeſperrt habe", er zeigte auf die Thür, die in das Zimmer des Vicomte führte, „das Verſprechen, mich niemals an ſeiner Perſon zu vergreifen. Zugleich wünſche ich nicht, daß ſich noch irgendjemand anders in dieſe Angelegenheit miſche. Des-

Digitized by Google

halb müssen Sie vor seinem Fenster Posto fassen und einen jeden festnehmen, der von dieser Seite des Hauses herauskommt, in welcher Gestalt er auch erscheinen möge. Ich habe das Haus auf allen Seiten untersucht. Außer diesem Ausgang, den ich bewache, gibt es blos noch einen, nämlich nach dem Garten zu. Das Innere des Hauses kenne ich nicht genau, und es ist daher möglich, daß man aus dem Zimmer meines Gefangenen auf irgendeine unbegreifliche Weise dort hinausgelangen kann. Wenn ich meinen Landsmann übrigens recht kenne, so wird er kein Bedenken tragen, zum Fenster hinauszuspringen, wenn ihm einmal kein anderer Ausweg übrig bleibt. Also, seien Sie auf Ihrer Hut; wir haben es mit einem russischen Spion zu thun."

„O, seien Sie unbesorgt, ich werde es nicht vergessen, und dafern Ihr Landsmann nicht die Fähigkeit besitzt, sich unsichtbar zu machen, so soll er nicht entrinnen", versicherte Wilhelm.

Mit diesen Worten begab er sich hinunter in den Garten und nahm hier einen so versteckten Platz ein, daß man ihn von den Fenstern aus nicht beobachten konnte.

Eine Stunde nach der andern verging, ohne daß in dem ganzen Hause die mindeste Bewegung zu verspüren gewesen wäre. Endlich begann Wilhelm zu glauben, der französische Gefangene habe es für das Räthlichste gehalten, keine Flucht zu wagen.

Der Wächter rief: „Die Glocke hat Eins geschlagen", und das Dunkel der Augustnacht lag über die Erde ausgebreitet.

Wilhelm besaß die bei Seeleuten sehr gewöhnliche Eigenschaft, auch im Finstern recht gut zu sehen. Demzufolge bemerkte er eine kleine Weile nachdem der Ruf des Nachtwächters verhallt war, daß eine kleine Thür sich öffnete, welche auf die Terrasse herausführte. Vorsichtig schlich eine Gestalt heraus.

Mit einiger Anstrengung konnte Wilhelm unter-

Digitized by Google

ſcheiden, daß die Geſtalt Seemannskleider zu tragen ſchien.

„Da haben wir ihn", dachte Wilhelm, verhielt ſich aber vollkommen unbeweglich.

Der Seemann ging gerade auf die Hecke zu, hinter welcher Wilhelm ſich verſteckt hielt. Hier blieb er ſtehen, horchte und ſchien einen ſpähenden Blick rund um ſich her zu werfen. Da alles ſtill blieb und nichts zu bemerken war, was Unruhe hätte erwecken können, ſo beabſichtigte er ſeine nächtliche Wanderung fortzuſetzen; gerade aber als er an der Hecke vorbeiwollte, faßte ihn jemand ganz artig, aber auch ſehr feſt beim Arme, und eine Stimme ſagte:

„Ich bitte um Entſchuldigung, mein Herr, dieſe Zeit iſt zu einer Promenade ſehr übel gewählt. Würden Sie deshalb nicht die Güte haben, in Ihr Zimmer zurückzukehren?"

Wilhelm fühlte, daß der Arm, den er umſchloſſen hielt, zitterte, und um den Ertappten zu beruhigen, ſetzte er hinzu:

„Sie haben nichts zu fürchten, mein Herr; ich beabſichtige durchaus nicht, Ihnen etwas zu Leide zu thun. Wohl aber verlange ich, daß Sie umkehren und bis auf Weiteres in Ihrem Zimmer bleiben; außerdem nöthigen Sie mich, Sie mit Gewalt dazu zu vermögen."

Wilhelm ſchwieg. Es entſtand eine Pauſe. Wilhelm hörte, daß ſein Gefangener haſtig athmete. Endlich nach Verlauf einiger Minuten hob Stjernkrona wieder an:

„Erlauben Sie, daß ich Sie begleite?"

„Nein, Herr Baron", antwortete der Vicomte ſchnell und mit einer Stimme, deren heller Ton Wilhelm ſtutzig machte. Die Hand, welche den Arm des Vicomte umſchloſſen hielt, lockerte ſich. Der Franzoſe machte ſofort eine haſtige Bewegung, wie um ſich von dem lebendigen

Digitized by Google

Schraubstock, der ihn festhielt, zu befreien; bei diesem Manöver aber schloß sich derselbe sofort wieder.

„Wenn Sie meinen Wunsch nicht erfüllen wollen, so bleibt mir weiter nichts übrig, als Sie dazu zu zwingen", bemerkte Wilhelm mit wiedergewonnener Fassung.

„Das wollen wir sehen", rief der Vicomte mit derselben hellen Stimme, welche auf Wilhelm einen so lebhaften Eindruck gemacht hatte. „Gestatten Sie, daß wir erst einen Augenblick miteinander sprechen. Es ist jetzt ein Uhr. In dritthalb Stunden geht die Sonne auf; ehe dies geschieht, müssen Sie aufgehört haben, mein Gefangenwächter zu sein."

„Mein Herr, es kommt blos auf Sie selbst an, ob ich sofort aufhören soll, dies zu thun."

„Ja, ich weiß, was Sie sagen wollen; wenn ich aber einmal Gefangener bleiben muß, so will ich lieber Sie zum Wächter haben als St.-Sue. Baron Stjernkrona, es ist noch nicht so ganz gewiß, daß die aufgehende Sonne mich als Ihren Gefangenen finde."

„Wollen Sie vielleicht damit sagen, daß ich möglicherweise der Ihrige werden kann?" fragte Wilhelm lachend.

„Ich will nichts sagen, sondern ich bitte Sie, zu erlauben, daß wir uns auf die Bank setzen, welche Sie soeben dort hinter der Hecke verließen, während ich Ihnen etwas mittheile, was unsere beiderseitige Stellung verändern kann."

Wilhelm legte den Arm des Vicomte in den seinen und sagte scherzend:

„Sie erlauben wol, daß ich Sie behandle, als ob Sie eine Dame wären. Stützen Sie sich auf meinen Arm, mein Herr."

„Ich weiß Ihre Artigkeit vollkommen zu schätzen", antwortete der Vicomte diesmal mit ärgerlichem Ausdruck.

Es lag etwas höchst Eigenthümliches in der Art und

Digitized by Google

Weiſe, womit er dieſe Worte ſprach. Er that es langſam, und als ob er ganz beſonderes Gewicht darauf legte, daß der Ton ſeiner Stimme recht deutlich an Wilhelm's Ohr ſchlüge. Die Wirkung davon war auch in der That von der Art, daß unſer Held bei jedem Satz, den der Vicomte ausſprach, den Athem anhielt, um ſorgfältig zu lauſchen.

Als der Vicomte und Wilhelm ſich auf die kleine Bank ſetzten, ſagte erſterer:

„Hat der Marquis, als er Sie beauftragte, mich zu bewachen, Ihnen nicht meinen Namen geſagt?“

„Nein, mein Herr, und es befremdet mich in der That, daß Sie wiſſen, wer ich bin.“

„Das befremdet Sie? Ach, mein Herr, nicht alle Menſchen ſind ſo vergeßlich wie Sie.“

Wieder ſtutzte Wilhelm bei dem Ton dieſer Stimme, und er rief:

„Ich möchte dem Tag einen Lichtſtrahl entlehnen, um —“

„Mein Geſicht zu ſehen“, fiel der Vicomte ein. „Dies iſt nicht nöthig. Mein Name wird Ihnen Auskunft über das geben, was Sie in meinen Zügen zu leſen wünſchen.“

„Und dieſer Name iſt?“

„Philipp von Outrouville.“

„Luciens Bruder!“ rief Wilhelm aufſpringend. Dann faßte er beide Hände des Vicomte und ſetzte mit aufgeregter Stimme hinzu: „Nein, Sie ſind nicht Philipp von Outrouville; Sie haben dieſen Namen geliehen, um —“

„Ihr Gewiſſen zu dem Bewußtſein der Schuld zu erwecken, in welcher Sie bei Luciens Bruder ſtehen“, fiel der Vicomte in einem Ton ein, der geradezu drohend war. Nachdem er eine Weile geſchwiegen, ſetzte er hinzu:

„Als Sie nach Ihrer Theilnahme an dem Kriege

Digitized by Google

Frankreich verließen, war ich erſt elf Jahr alt. Sie erinnern ſich wol noch unſerer Begegnung in dem Garten des Hotels Outrouville."

„Mehr als zu gut."

„Sie ſtanden ſchon damals in dem Verdacht, ſchuld an dem Tode meiner Schweſter zu ſein und —"

„Ich", fiel Wilhelm lebhaft ein, „ich, der ich ſie von ganzer Seele liebte, der ich mein wärmſtes Herzblut für ſie dahingegeben hätte! — Ich, der ich noch heute ihren Verluſt beweine, und der ich ſicherlich niemals wieder mein Herz irgendeinem Weibe ſchenken werde!"

„Sie wollen damit ſagen, daß Sie Ihrer Erinnerung treugeblieben ſind?" ſagte der Vicomte mit unſicherer Stimme.

„Ich will blos ſagen, daß der, welcher Lucie von Outrouville gekannt und geliebt hat, ſie nie vergeſſen kann."

„Und was beweiſt dies? Weiter nichts als daß Ihre Liebe unheilvoll und vernichtend war wie das Feuer. Sie ſind und bleiben ihr Fluch, und deshalb haſſe und verabſcheue ich Sie. Luciens Tod muß ſchwer auf Ihrer Seele laſten und wird gleich einem Fluche Ihnen folgen."

„Vicomte, wiſſen Sie denn, wie Lucie ſtarb?" fragte Wilhelm aufgeregt.

„Ja."

„In dieſem Falle wiſſen Sie etwas, was uns andern nicht bekannt geworden iſt. Sie verſchwand", ſetzte Wilhelm mit einem unterdrückten ſchmerzlichen Seufzer hinzu.

„Und dies geſchah nach Ihrer Zuſammenkunft mit ihr in dem japaniſchen Tempel", rief der Vicomte mit bitterm Hohngelächter. „Man ſah ſie niemals von dort zurückkehren. Doch wozu kann es dienen, daß Sie ſich zu rechtfertigen ſuchen? Ich glaube Ihren Worten nicht, und wenn ich denſelben auch glaubte, ſo würde ich Ihnen dennoch nicht verzeihen, daß ſie todt iſt. Ich frage Sie

Digitized by Google

daher: Wagen Sie, die Urſache des unglücklichen Endes meiner Schweſter, ſich zum Wächter ihres Bruders zu machen? Wenn dies der Fall iſt, dann haben Sie niemals wahre Liebe zu ihr gehegt."

Während der Vicomte ſprach, ſchlich ſich ein Schatten unbemerkt hinter die Hecke und blieb hier ſtehen.

„Vicomte, was mein Herz birgt oder nicht birgt, gehört nicht hierher", ſagte Wilhelm. „Mir völlig bewußt, wie unſchuldig ich an allem bin, was auf Ihre Schweſter Bezug hat, kann ich Ihnen und jedem andern Menſchen frei unter die Augen treten. Uebrigens handelt es ſich jetzt um Uebung meiner Pflicht. Wären Sie auch mein eigener Bruder, ſo würde ich Ihnen gleichwol nicht eher die Freiheit ſchenken, als bis es Ihnen gelungen wäre, mir zu beweiſen, daß Sie kein Bundesgenoß der Ruſſen ſind. Vor dieſer Frage müſſen alle perſönlichen Intereſſen in den Hintergrund treten."

„Iſt das Ihr letztes Wort?"

„Ja."

Der Vicomte nahm den breitkrämpigen Hut ab und zog ein weißes Taſchentuch, welches er mit raſcher Bewegung ſchüttelte, worauf er ſich damit über die Stirn fuhr. Gerade als er das Tuch zum zweiten mal ſchüttelte, faßte Wilhelm ihn wieder am Arme mit den Worten:

„Unſer Geſpräch hat nun lange genug gedauert, und ich muß Sie deshalb nun ſofort zum Marquis bringen."

Wilhelm hob ihn von der Bank empor, um ihn nach dem Wohnhauſe zu tragen.

„Baron Stjernkrona, laſſen Sie mich los!" ſagte der Vicomte mit gedämpfter Stimme. „Wenden Sie keine Gewalt an, denn Sie würden dieſelbe mit Ihrem Leben bezahlen!"

Mit dieſen Worten riß er ein Piſtol aus ſeiner Bruſttaſche.

„Meine Pflicht ſteht höher als mein Leben", entgegnete Wilhelm. „Letzteres können Sie mir vielleicht

Digitized by Google

nehmen, an der erstern aber ist nichts im Stande, mich zum Verräther zu machen."

„Lassen Sie mich los oder ich jage Ihnen eine Kugel durch den Kopf! Ich werde Ihnen freiwillig folgen."

Wilhelm, der den Vicomte auf seinen Armen trug, fühlte die kalte Mündung eines Pistols an seiner Schläfe. Anstatt aber seinen Gefangenen sofort loszulassen, hielt er ihn noch einige Augenblicke fest, wie um zu sehen, ob er seine Drohung ausführen würde. Dann stellte er ihn auf die Erde nieder und sagte:

„Wenn Sie die Güte haben wollen, mir zu folgen, so ersparen Sie mir die Unannehmlichkeit, Sie zu behandeln wie ein Kind; vielleicht aber ziehen Sie es vor, sich durch einen Pistolenschuß die Freiheit zu erkaufen. Ich bin vollkommen unbewaffnet. Was geschehen soll, muß jedoch bald geschehen."

Der Vicomte schleuderte das Pistol weit von sich und sagte ganz heiter:

„Sie haben recht. Die Nacht beginnt schon ihren dunkeln Schleier von Aurorens Purpurwange hinwegzuziehen. Ehe diese sichtbar wird, sind wir geschieden. Begeben wir uns deshalb jetzt zu dem Marquis."

Mit leichten Schritten ging der Vicomte vor Wilhelm her, der einen spähenden Blick auf die Bank warf.

Der Vicomte sprang schnell die Treppe hinauf. Wilhelm folgte ihm.

Als der Vicomte in das Zimmer trat, wo St.-Sue saß, rief Wilhelm dem Marquis zu:

„Bewachen Sie den Gefangenen, den ich Ihnen hiermit überliefere."

Mit diesen Worten eilte er wieder die Treppe hinunter.

„Ah, Vicomte, Sie sind also ertappt worden", sagte St.-Sue, indem er auf seinen Landsmann zuging. „Sie

Digitized by Google

hätten doch eine beſſere Meinung von mir haben und nichts Derartiges wagen ſollen."

Das Zimmer ward ganz ſchwach von einer Lampe erleuchtet.

Der Vicomte nahm den Hut ab, und warf ihn auf einen Stuhl. Dann nahm er auf dem Divan Platz.

„Sie ſehen ſehr aufgeregt aus", hob St.-Sue wieder an. „Sollte mein Freund, der Baron, vielleicht ein allzu unſanfter Vogelfänger geweſen ſein?"

Der Vicomte ſtützte den Kopf auf die Hand und ſchwieg.

Der Marquis betrachtete ihn eine Weile, dann begann er im Zimmer auf und ab zu gehen.

So vergingen mehrere Minuten.

Endlich ſprang der Vicomte mit den Worten auf:

„Nicht wahr, Marquis, Sie glauben in unſerm Spiel einen glücklichen Zug gethan zu haben?"

„Hegen Sie vielleicht die entgegengeſetzte Ueberzeugung?"

„Sie glauben mich wol dadurch matt geſetzt zu haben?"

„Nein, dazu kenne ich Sie zu gut; aber ich glaube meine Figuren ſo geſtellt zu haben, daß ich Sie genöthigt habe, Ihren Angriffsplan zu ändern."

„Und was ſollte mich dazu veranlaſſen?"

„Stjernkrona!"

„Marquis!" rief der Vicomte, und ballte die Fäuſte.

„Es iſt ja möglich, daß ich mich irre", ſagte St.-Sue, die Achſeln zuckend. „Ihr erzürnter Blick ſcheint mir aber gleichwol recht zu geben."

In dumpfem Tone ſagte der Vicomte:

„Wenn es mir möglich wäre, Sie noch mehr zu haſſen und zu verabſcheuen, als ich ſchon thue, ſo würde dieſer neue und niedrige Zug meine Erbitterung auf das Höchſte ſteigern."

„Ich rechnete darauf", antwortete der Marquis lächelnd; „je mehr Sie von Ihrem Haß *mir* ſchenken,

Digitized by Google

deſto weniger haben Sie andern zu geben; mir iſt er ein werthes Beſitzthum."

„Gut", ſagte der Vicomte, indem er die Arme über der Bruſt kreuzte und dann hinzuſetzte: „Sie haben mich heute Abend abgehalten, Helſingfors zu verlaſſen, weil Sie glaubten, ich hätte die Abſicht, den Ruſſen gewiſſe Nachrichten zu überbringen. Sie hatten recht. Ich habe wirklich verſprochen, auszukundſchaften, was für Transportſchiffe Sie erwarteten; aber dies war auch alles. Wohlan, während Sie mich gefangen halten, hat mein Diener ſich beeilt, meinen Auftrag zu vollziehen. Sie haben mich zurückgehalten; aber das, was ich erfahren habe, zurückzuhalten, iſt Ihnen nicht gelungen. Geſtehen Sie, Marquis, wenn Sie mir auch einen Laufer genommen haben, ſo iſt dies eigentlich nur ein Tauſch geweſen. Für den Augenblick ſteht das Spiel gleich, und nun Gute Nacht oder vielmehr Guten Morgen. Am öſtlichen Himmel beginnt es ſchon zu dämmern. Sie ſind wol ſo freundlich, mir die Thür meiner Zimmer zu öffnen, und mir zu erlauben, daß ich mich zur Ruhe lege."

„Ich beeile mich Ihren Wunſch zu erfüllen", antwortete der Marquis, und geleitete den Vicomte in ſeine Zimmer.

Der Marquis warf in dem erſten derſelben einen forſchenden Blick ringsumher, und als er fand, daß es mehrere Thüren hatte, ſagte er lächelnd:

„Sicherlich haben Sie Ihr Schlafzimmer hier drinnen."

Mit dieſen Worten zeigte er auf ein inneres Zimmer, welches nur eine Thür hatte, nämlich die, durch welche man eintrat.

„Sie mistrauen mir, Marquis", ſagte der Vicomte, und ging in das innere Zimmer hinein.

„Ich frage Sie ſelbſt, ob ich nicht Grund dazu habe?"

„Aber ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich keinen Fluchtverſuch machen werde."

„Sie ſind allzu gütig, Vicomte; mit Ihrer Erlaubniß

Digitized by Google

traue ich aber einer verschlossenen Thür mehr als Ihrem Wort."

Der Marquis zog sich zurück, und verschloß die Thür hinter sich.

„Also überlistet!" murmelte er, indem er in das Vorzimmer zurückkehrte, nachdem er den Schlüssel in die Tasche gesteckt.

Plötzlich ließen sich Tritte auf der Treppe hören. Die Thür öffnete sich, und Wilhelm trat, den Diener des Vicomte mit sich führend, herein. Beim Anblick des letztern sprang ihnen St.-Sue entgegen und rief:

„Ah, lieber Baron, haben Sie ihn wirklich gefangen?"

„Ja, Marquis, und auch dies da", antwortete Wilhelm, indem er St.-Sue einen Brief überreichte. „Wir haben kein ganz schlechtes Geschäft gemacht", setzte er lächelnd hinzu.

„Aber wie sind Sie denn auf die Idee gekommen —"

„Auf dieses Bürschchen hier Jagd zu machen?" fiel Wilhelm ein. „Nichts war einfacher als dies. Während meines kurzen Gefangenwärteramtes hielt ich scharfen Ausguck und schnappte da Verschiedenes auf, was mir verdächtig vorkam."

Der Marquis rieb sich die Hände und sagte lächelnd:

„Bravo! Nun werden die Russen vergebens auf Nachrichten warten."

Er zog ein Notizbuch aus der Tasche, riß ein Blatt aus demselben, und schrieb mit Bleistift darauf:

„Vicomte, nun sage ich «Schach», und zwar mit dem Ueberbringer dieses. Ihr Brief ist in meinen Händen. Ich brauche weiter nichts hinzuzufügen."

Der Marquis brach das Papier zusammen und trug dem Diener des Vicomte auf, damit zu seinem Herrn hineinzugehen.

Es dauerte nur wenige Augenblicke, so trat der

Digitized by Google

Diener wieder heraus, und übergab dem Marquis ein anderes Papier, worauf die Worte ſtanden:

„Bin ich wirklich matt geſetzt? Erlauben Sie mir, dies zu beſtreiten; denn wenn Sie dies leſen, iſt der Vogel ausgeflogen. Schach, Marquis! Ich ſagte Ihnen ja, daß keine menſchliche Macht mich würde zurückhalten können.“

Der Marquis ſprang auf und ſtürzte in das Zimmer des Vicomte.

Es war leer. Der Vogel war ausgeflogen; aber auf welchem Wege? Dies war ein Räthſel.

Das Fenſter befand ſich auf der Giebelſeite des Hauſes. Unter demſelben befand ſich ein ſenkrechter Felſen, deſſen Fuß in den Fluten des Meeres verſchwand. Eine andere Thür als die, durch welche St.-Sue eintrat, hatte das Zimmer nicht. Es ſah wirklich aus, als hätte der Vicomte ſeinen Weg durch den Schornſtein hinaus genommen. Wilhelm's und St.-Sue's vereinte Bemühungen und Nachforſchungen blieben ſämmtlich fruchtlos. Der Vicomte war und blieb verſchwunden. Von dem zurückgelaſſenen Diener war ebenfalls keinerlei Aufſchluß zu erlangen.

Digitized by Google

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Kurz nach den in dem vorigen Kapitel erzählten Vorgängen ward ein schwedisches Transportschiff, die Meerschwalbe genannt, von den Russen genommen. Das Schiff war mit Tauwerk beladen, und ward von der Flotte in Sweaborg mit großer Ungeduld erwartet. Neben seiner Ladung führte es auch eine große Anzahl Briefe sowol an die Offiziere als an die Mannschaften.

Einige Tage nachdem die Prise in die Hände der Russen gefallen war, langte ein russisches Parlamentärschiff auf der Rhede von Mjölö an.

Admiral Greigh war so ritterlich, die Mannschaft der Meerschwalbe freizugeben, und schickte sie jetzt nebst allen Briefen den Schweden zu.

Diese Artigkeit von einem Feinde konnte den Großadmiral nicht anders als höchst angenehm berühren. Zur Antwort hierauf schrieb der Prinz einen verbindlichen Brief an Greigh. Der Lieutenant von Klint ward damit nach Reval abgesendet.

Die Schweden sind von Natur viel zu ritterlich, als daß sie eine Artigkeit annehmen sollten, ohne dieselbe zu erwidern, und deshalb wurden der freigegebenen Mann-

Digitized by Google

schaft der Meerschwalbe entsprechend ein russischer Unteroffizier und sieben Mann Kriegsgefangene, und überdies ein Kauffahrerkapitän mit Frau und drei Töchtern, deren Schiff aufgebracht worden, mitgeschickt.

Admiral Greigh hatte zu dem Ueberbringer ganz artig gesagt:

„Ich bedauere, daß ich dieses letztere Geschenk nicht erwidern kann; leider bin ich nicht so glücklich gewesen, Mitglieder des schönen Geschlechts zu Gefangenen zu machen."

Aus all diesem ersieht man deutlich, daß die beiden streitenden Parteien sich durch einen hohen Grad französischer Ritterlichkeit auszeichneten. Die Russen konnten damals zwar noch mit Grund als eine halb barbarische Nation betrachtet werden; ihre wirklich ausgezeichneten und verdienstvollen Befehlshaber aber suchten in allem, was von ihnen abhing, dem Volk, unter dessen Flagge sie dienten, ein sauberes, glattes Gepräge zu geben.

Unter den von der Meerschwalbe überbrachten Briefen befand sich einer an St.-Sue und mehrere an Stjernkrona. Unter den letztern war einer, dessen Aufschrift von derselben Hand geschrieben zu sein schien, wie die auf St.-Sue's Brief.

Am Abend des Tags, wo sie die Briefe empfangen, begegneten sich der Marquis und Wilhelm in ihrer gemeinsamen Wohnung in Helsingfors.

„Haben Sie einen Brief bekommen, lieber Baron?" fragte St.-Sue nachlässig.

„Ich habe deren mehrere erhalten", antwortete Wilhelm lächelnd.

„Ich weiß es; wenn aber von einem Brief die Rede ist, so wird vorausgesetzt, daß ich einen ganz besondern meine."

„Nun ja", entgegnete Wilhelm, und reichte dem Marquis einen Brief, indem er hinzusetzte: „Wenn mich das Schicksal noch einmal mit Ihrem Landsmann

Digitized by Google

zuſammenführt, Marquis, ſo ſoll er den Verluſt, den die Flotte erlitten, mir bezahlen."

„Ach, ich fürchte eher, er wird Sie das Porto für dieſen Brief bezahlen laſſen."

Der Marquis ſchlug langſam den Brief auseinander, während Wilhelm ſehr ärgerlich bemerkte:

„Erſt auf teufliſche Weiſe genarrt zu werden, und dann auch noch ſchriftlichen Hohn empfangen zu müſſen, dies iſt wirklich eine ſo ſchwere Beleidigung, daß —"

„Daß Sie dem kleinen Herrn lieber den Degen durch den Leib rennen möchten!" rief der Marquis lachend. „Ehe es aber ſo weit käme, dürften Sie ſich wol anders beſonnen haben. Es liegt ja ſchon in dem Namen ein Zauberſpruch, beſter Baron! Doch ſtill, laſſen Sie mich ſehen, was der liebe Vicomte ſchreibt."

St.-Sue las:

„Mein Herr! Dank für Ihr angenehmes tête-à-tête. Dank auch für die Mühe, die Sie ſich gegeben haben, dem Marquis einen Boten in meinem Diener zu verſchaffen. Alle Ihre Artigkeit iſt gleichwol nicht im Stande geweſen, mich abzuhalten, Helſingfors Lebewohl zu ſagen. Sie und der Marquis glaubten mich gefangen zu haben; ſtatt deſſen aber nahmen die Ruſſen die Meerſchwalbe gefangen, damit ich Gelegenheit bekäme, Ihnen ein Compliment für Ihre Art und Weiſe, eine als Spion verdächtige Perſon zu bewachen, zu überſenden. Ach, mein Herr, man iſt zuweilen weniger mächtig, als man ſelbſt glaubt. Dies werden Sie wol nun eingeſehen haben.

„Leben Sie wohl. Ich hoffe, daß wir einander recht bald wiederſehen. Philipp von Outrouville."

„Ach ja, gar nicht übel", ſagte St.-Sue, und gab den Brief zurück. „Gleichwol hätte er ein wenig pikanter ſein können. Der Vicomte iſt kein gewandter Stiliſtiker; vielleicht aber macht es Ihnen Vergnügen, den Brief zu leſen, den er mir geſchrieben hat?"

Digitized by Google

Der Marquis reichte den Brief dar, welchen Wilhelm schweigend in Empfang nahm. Der Inhalt desselben lautete:

„Marquis, Sie sind ein schlechter Schachspieler. Ich sehe voraus, daß ich Sie matt setze. Ich weiß, wann und wo der nächste Zug geschehen wird; Sie aber wissen es nicht. Ich sage daher auch im voraus: Nehmen Sie die Königin in Acht! Auf Wiedersehen!"

Wilhelm gab den Brief mit den Worten zurück:

„Ich verstehe Ihre Stellung zu dem Vicomte ebenso wenig als die Nachsicht, die Sie ihm beweisen."

„Glauben Sie mir, es ist zuweilen ein Glück, nichts zu verstehen", entgegnete der Marquis. „Die Unwissenheit ist ebenso wie die Unschuld für ihre Handlungen nicht verantwortlich."

„Das ist wol möglich. Die Folge meiner Unwissenheit aber ist, daß die Flotte ein Transportschiff verloren, was niemals geschehen wäre, wenn wir ganz einfach dieses Bürschchen gefangen genommen und ordentlich hätten bewachen lassen."

„Einen Outrouville gefangen nehmen?" sagte der Marquis und sah Wilhelm an. „Das möchte Ihnen sowol als mir kaum möglich sein."

„Das persönliche Interesse muß dem allgemeinen weichen."

„Allerdings. Da wir aber keine Spartaner sind, so geschieht es zuweilen, daß wir menschlich handeln und uns nicht zum Verräther des Persönlichen machen, selbst wenn es sich um das Allgemeine handelt. Indessen, wir wollen weiter nicht hierüber sprechen. Geschehene Dinge lassen sich einmal nicht ändern. Wenn das Schicksal ihn uns wieder in den Weg führt, dann soll er den Streich, den er uns gespielt, entgelten."

„Mit Pistol oder Degen?" fragte Wilhelm lächelnd.

„Mein Freund, Sie werden sich mit dem Vicomte von Outrouville niemals schlagen."

Digitized by Google

„Da kennen Sie mich nicht. Dieſe Verrätherei muß ich rächen.“

„Das wäre ein Glück, im Fall es ſeine letzte wäre; wenn ich ihn aber recht kenne, ſo können wir uns auf etwas noch Schlimmeres gefaßt machen.“

„Woraus ſchließen Sie das?“

„Er haßt die Schweden, weil Sie ein Schwede ſind; mich haßt er deshalb, weil —“

„Nun?“ ſagte Wilhelm, als der Marquis ſtockte.

„Weil ich kein Schwede bin“, ſetzte St.-Sue lachend hinzu. „Eh bien, er mit ſeinen Intriguen wird uns vollauf ebenſo viel zu ſchaffen machen, als die ruſſiſchen Kugeln.“

„Aber intereſſant wäre es doch, zu wiſſen, was eigentlich der Grund ſeines Haſſes iſt“, ſagte Wilhelm.

„Nun, hat er Ihnen das nicht vertraut, als Sie mit ihm allein waren?“

St.-Sue warf, indem er dies ſagte, einen prüfenden Blick auf Wilhelm.

„Was er da ſagte, war nicht glaubhaft“, antwortete dieſer.

„Um ſo beſſer, denn dann müſſen Sie einen andern Grund annehmen. Vertiefen Sie ſich jedoch nicht in Vermuthungen.“

„Seien Sie unbeſorgt“, antwortete Wilhelm lächelnd. „Ich geſtehe ihm gern das Recht zu, mich zu ſeinem Vergnügen zu haſſen, vorausgeſetzt, daß ſeine Anſchläge blos bei Verfolgung meiner Perſon ſtehen bleiben.“

„Bei dieſem jungen Mann kann man gar nichts vorausſetzen“, verſicherte der Marquis.

„Ach, Marquis, wie iſt es möglich, daß dieſer Engel von Schweſter einen Bruder haben kann, der aus ſolchen Elementen zuſammengeſetzt iſt wie die, welche nach Ihrer Andeutung in der Seele des Vicomte den Grundton ausmachen!“

„O, da geſchehen in der Welt noch weit wunder-

Digitized by Google

lichere Dinge als dies!" rief der Marquis. „Uebrigens war Fräulein von Outrouville's zweiter Bruder ihr auch nicht sonderlich ähnlich."

Wilhelm saß eine lange Weile in Gedanken versunken. Ueber das helle, freie Gewölbe der Stirn legte sich ein leichter Schatten von Schwermuth.

„Haben Sie auf den Tonfall der Stimme des Vicomte Acht gegeben?" fragte Wilhelm plötzlich.

„Ja, ich glaube wirklich, er erinnert an das Stimmorgan und die Ausdrucksweise der Schwester", sagte St.-Sue ganz gleichgültig.

Bei diesen Worten blickte Wilhelm hastig auf. Die Augen des Marquis und die seinigen begegneten sich. Sie betrachteten einander eine lange Weile. Ihre Gedanken waren sich begegnet. Dies war an dem Ausdruck ihrer Blicke deutlich zu bemerken.

„Ist das Schicksal des Menschen sein Charakter?" fragte der Marquis mit seltsamem Lächeln.

„Ja, St.-Sue!" rief Wilhelm, indem er sich mit der Hand über die Stirn fuhr und dann hinzusetzte: „Nun muß ich Sie verlassen."

Mit diesen Worten verließ er schnell das Zimmer.

St.-Sue sah ihm nach und murmelte:

„Dein dreister Muth, deine kecke Zuversicht zu dir selbst, gefällt mir."

Er ging in sein Zimmer hinein, während er in Gedanken fortfuhr:

„Er verstand mich. Es ist doch in dieser erbärmlichen Welt noch ein Vergnügen, mit Menschen zu thun zu haben, welche den Gedanken ahnen, ohne daß Worte denselben zu erklären brauchen. Und nun — nun — werde ich wol auf meiner Hut sein müssen, damit dieser verteufelte Vicomte mir nicht wieder einen häßlichen Streich spielt."

Digitized by Google

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Ein Tag nach dem andern, und eine Woche nach der andern verging, ohne daß man etwas von dem Vicomte hörte. Es war gerade als ob die Erde ihn verschlungen hätte, ohne auch nur eine einzige Spur von ihm übrig zu lassen.

Inzwischen wurden nach und von der russischen Flotte, welche ihre Station bei Hangö hatte, Parlamentäre abgesendet und empfangen. Der Verkehr mit Schweden war gänzlich unterbrochen.

Plötzlich ging die Nachricht ein, daß Dänemark sich rüste. Dies in Verbindung mit den damaligen unangenehmen Vorgängen bei der finnischen Armee war der Grund, daß der König sich schleunigst nach Schweden begeben mußte.

Das Commando sowol über die Armee als über die Flotte ward dem Herzog Karl übertragen.

Der Großadmiral verließ demgemäß am 27. August Helsingfors, und begab sich nach dem Hauptquartier in Lovisa.

Wilhelm begleitete den Prinzen als sein Cavalier.

Als der Großadmiral sein Schiff Gustav III. ver-

Digitized by Google

ließ, ward seine Schalupe von Offizieren gerudert. Unter diesen befand sich auch Cellner.

Dieser war ganz unerklärlicherweise seit einigen Tagen von dem Großadmiral auf ganz auffällig gnädige und huldvolle Weise behandelt worden.

Wann oder bei welcher Gelegenheit der Prinz sich veranlaßt gesehen, Cellner diese besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden, wußte man nicht. Es war blos bekannt, daß Cellner einige Tage vor dem Abgang des Herzogs von Sweaborg eine Privataudienz gehabt, und daß Se. königliche Hoheit nach derselben sich ihm sehr gnädig bewiesen.

St.-Sue dagegen konnte sich nicht mehr rühmen, noch in derselben Gunst zu stehen wie früher, denn der Herzog begegnete ihm mit sichtlicher Kälte, die auffallend gegen das ausgezeichnete Wohlwollen abstach, welches der Fürst ihm zeither bewiesen.

Inwieweit der Marquis diese Veränderung bemerkte oder nicht, möchte schwer zu bestimmen sein, denn er war sich vollkommen gleich und immer noch derselbe verbindliche, artige, sorglose und heitere St.-Sue wie stets.

Bei dem Abschied von Wilhelm sagte der Marquis in seinem scherzhaften Ton:

„Nehmen Sie sich in Acht, lieber Baron; wir haben hier in unserer Nähe einen Feind, der uns leicht ebenso viele Unannehmlichkeiten bereiten dürfte wie mein Landsmann, der Vicomte. Die Freundschaft ist zuweilen heimtückischer als die Feindschaft. Leben Sie wohl."

Wilhelm dachte unwillkürlich an Cellner; im nächsten Augenblick aber verwarf er diesen Argwohn als seiner unwürdig.

Auf der Reise nach dem Hauptquartier sollte er gleichwol Grund haben, sich der Worte des Marquis wieder zu erinnern.

Bei einer Gelegenheit, wo der Wechsel der Pferde

Digitized by Google

einigen Aufenthalt veranlaßte, sagte der Herzog zu Wilhelm:

„Stjernkrona, kennen Sie den Marquis St.-Sue näher?"

„Ja, königliche Hoheit, wir haben drei Jahre lang zusammen campirt", antwortete Wilhelm.

„Graf Estaing soll ihn beim König auf im höchsten Grade vortheilhafte Weise empfohlen haben, und gleichwol —"

Der Herzog stockte und sah Wilhelm an. Nach einer Pause fuhr er fort:

„Sind Sie vielleicht einmal mit einem jungen Franzosen zusammengetroffen, der sich ganz kurze Zeit in Helsingfors aufhielt?"

Bei dieser Frage wechselte Wilhelm unwillkürlich die Farbe. Der Herzog, der seine Blicke fest auf ihn geheftet hielt, bemerkte dies recht wohl.

Wilhelm antwortete indessen sofort:

„Ja, königliche Hoheit, ich bin mit ihm zusammengetroffen."

„Wie hieß er?"

„Vicomte von Outrouville."

Wieder entstand eine Pause, welche der Herzog mit den Worten unterbrach:

„Er verschwand ganz plötzlich von Helsingfors. Wissen Sie vielleicht, wohin er seinen Weg genommen hat?"

„Nein, königliche Hoheit, dies ist mir vollkommen unbekannt."

„Es läßt sich mit ziemlicher Gewißheit annehmen, daß er ein russischer Spion war. Es gibt sogar Leute, welche zu wissen glauben, St.-Sue habe ihm in Bezug auf die Transporte, die wir erwarteten, verschiedene Mittheilungen gemacht."

„Eine solche Behauptung, königliche Hoheit, ist vollständig falsch. Ich kann mit meiner Ehre und mit meinem Leben für St.-Sue bürgen", sagte Wilhelm mit

Digitized by Google

Wärme. „Ich kenne keinen ritterlichern und edlern Charakter als den des Marquis."

„Um so beſſer, wenn man unrecht gehabt hat. Die Zukunft wird es lehren."

Der Herzog brachte nun das Geſpräch auf etwas anderes, und obſchon Wilhelm gern die Frage aufgeworfen hätte, wer durch eine ſolche Beſchuldigung gewagt habe, einen Schatten auf St.-Sue's Ehre werfen zu wollen, ſo mußte er gleichwol ſchweigen und anhören, was der Herzog zu ſagen hatte.

Während des Verweilens des Prinzen im Hauptquartier nahm derſelbe das Geſpräch über St.-Sue nicht ein einziges mal wieder auf.

Im October machte der Großadmiral einen kurzen Beſuch in Helſingfors. Beim Wiederſehen des Marquis ſchien es, als ob der Argwohn des Herzogs wieder erwacht wäre, und er warf aufs neue Fragen auf, welche bewieſen, daß es jemand gab, der ſeine Zweifel anfachte.

Einmal, als Wilhelm ſeinen Freund mit mehr Wärme als Klugheit vertheidigte, ſprach der Herzog ſein Misfallen darüber aus, und ein Schatten von Ungnade war Wilhelm's Lohn für den Eifer, den er bei ſeiner Vertheidigung bewieſen.

Inzwiſchen beſchloß Wilhelm, auszuforſchen, wer es ſei, der eine ſo ungünſtige Geſinnung gegen ſeinen franzöſiſchen Freund hegte.

Gleichwol mußte er die Ausführung dieſes Entſchluſſes bis auf Weiteres verſchieben, denn die öffentlichen Ereigniſſe ſollten jetzt ſein ganzes Intereſſe in Anſpruch nehmen.

Der mit ſtarken Schritten herannahende Winter rief ſowol bei den Offizieren als bei der Mannſchaft der ſchwediſchen Flotte große Unruhe hervor, weil die ruſſiſche ununterbrochen fortfuhr, der ſchwediſchen das Abſegeln von Sweaborg unausführbar zu machen.

Endlich, in den erſten Tagen des November, ging

Digitized by Google

die frohe Meldung ein, daß die ruſſiſche Flotte nach Kronſtadt abgeſegelt ſei.

Bei dieſer Nachricht übertrug der Großadmiral das Commando über die Armee ſofort dem Grafen Poſſee, und langte am 11. November wieder in Helſingfors an.

Am 20. November ging das ganze Geſchwader von Sweaborg unter Segel nach Karlskrona.

Die Kälte war während dieſer Fahrt ſo ſtark, daß St.-Sue erklärte, er wolle lieber in dem dichteſten Kugelregen ſtehen, als einer ſo kalten, nebeligen Luft ausgeſetzt ſein.

Nach verſchiedenen Beſchwerden paſſirte man am 27. November die ſogenannten Außenklippen, und lief in Karlskrona ein.

Am 30. November ward ein feierlicher Gottesdienſt in der Admiralitätskirche abgehalten und das Tedeum geſungen. Hierauf reiſte der Herzog nach Stockholm, wohin Wilhelm und ſeine übrigen Cavaliere ihn begleiteten.

In für Wilhelm ganz unerklärlicher Weiſe hatte der Prinz befohlen, daß St.-Sue ihm ebenfalls folge.

Wie der Großadmiral bei ſeiner Ankunft in der Hauptſtadt begrüßt ward, iſt hinreichend bekannt. Die Begeiſterung war ſo groß, daß die Bürger ihm die Pferde ausſpannten und ihn bis nach dem Schloſſe zogen.

„Die Operationen zur See während des erſten Kriegsjahres waren nun beendet", ſagt Gyllengranat in ſeinem Geſchichtswerk, „und wenn die ſchwediſche Flotte nicht alle die Erfolge errungen hatte, welche man zu Anfang des Feldzugs Grund hatte zu hoffen, ſo kann dies nur Ereigniſſen zugeſchrieben werden, welche ſich nicht vorausſehen ließen. Die ſchwediſche Waffenehre hatte nichts verloren, ſondern vielmehr bedeutend gewonnen, denn die ſchwediſche Flotte hatte nicht blos einem überlegenen Feinde Widerſtand geleiſtet, ſondern demſelben auch einen weit größern Verluſt zugefügt, als ſie ſelbſt erlitten."

Digitized by Google

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Einige Zeit nach der Ankunft des Herzogs in der Hauptstadt ward St.-Sue zum König gerufen.

Gustav III. begrüßte den Franzosen mit jener gewinnenden Artigkeit, die eine so hervorstechende Eigenschaft des geistreichen Königs war.

Er machte dem Marquis verschiedene Complimente über sein Verhalten während der Schlacht bei Hogland und sprach eine lange Weile über die für dieses Jahr geschlossenen Operationen zur See.

Während der König einige Manöver lobte, andere tadelte und sich bei einer Menge Einzelheiten aufhielt, ruhten seine Augen auf St.-Sue, als ob er sein Gesicht zu studiren und daraus seine Schlüsse zu ziehen wünschte.

St.-Sue äußerte sich mit Gewandtheit und Sachkenntniß über die zur Sprache gebrachten Gegenstände. Dies gefiel Gustav III. Jedem scharfsinnigen und treffenden Urtheil hörte er stets mit Wohlgefallen zu.

St.-Sue dachte indessen: „Was beabsichtigt wol der König eigentlich mit dieser Unterredung? Er kann mich doch unmöglich haben rufen lassen, um meine persönliche Ansicht über die Schlacht bei Hogland zu hören."

Digitized by Google

Der König kam allmählich auch auf die erlittenen Verluste zu sprechen, und sagte in Bezug hierauf ganz plötzlich:

„Man betrachtet es als eine ausgemachte Sache, daß die Russen sich gewisser Spione bedient haben, um zu erkunden, was für Transporte die Flotte bei Sweaborg erwartete. Was meinen Sie dazu, Marquis?"

Der König heftete, indem er dies sagte, seinen Blick scharf auf St.-Sue.

„Aha, da wollte er eigentlich hinaus!" dachte der Marquis.

Ohne einen Augenblick Zögern oder Verlegenheit antwortete er:

„Majestät, ich für meine Person bin vollständig davon überzeugt."

„Parbleu, sind Sie dies, und aus welchem Grund?"

„Aus dem Grunde, weil man gegen einen heldenmüthigen Feind gewöhnlich alle möglichen Mittel aufbietet, um ihn weniger gefährlich zu machen. Die Russen haben von den Schweden zu viel zu lernen gehabt, um sich nicht zu fürchten."

Gustav III. lächelte über diese feine Schmeichelei, welche seinen Nationalstolz angenehm berührte.

„Schweden sollte aber einer so großen und mächtigen Nation wie Rußland eigentlich keine Furcht einflößen", sagte der König.

„Daß Schwedens König eine entgegengesetzte Meinung hegt, beweist dieser Krieg, Majestät", antwortete der Marquis. „Der Heldenmuth einzelner Persönlichkeiten, aber nicht der der Masse, ist es, was den Sieg bestimmt. Dies lehrt uns die schwedische Geschichte."

„Sehr schön, Marquis. Sie besitzen die Fähigkeit Ihrer Landsleute, Complimente zu machen, in nicht gewöhnlichem Grade."

Gustav ging einigemal im Zimmer auf und ab, blieb dann stehen und hob wieder an:

Digitized by Google

„Haben Sie Grund zu der Vermuthung, daß wir in Finnland ruſſiſche Spione gehabt haben?“

„Ja, Majeſtät, dieſen Grund habe ich“, antwortete St.-Sue, und ſeine Augen begegneten denen des Königs.

„Foi de gentilhomme, Sie ſetzen mich in Erſtaunen!“ rief Guſtav mit Ueberraſchung.

St.-Sue verbeugte ſich.

„Er beabſichtigt ein feines Spiel mit mir. Eh bien, dann bleibt mir weiter nichts übrig, als offen mit ihm zu ſpielen“, dachte er.

Der König fuhr fort:

„Wen hatten Sie in Verdacht?“

„Ich habe niemand in Verdacht gehabt, Majeſtät, denn der ruſſiſche Spion war mir bekannt.“

„Und Sie zeigten ihn nicht an?“ fragte der König, die Stirn runzelnd.

„Er war mein Landsmann und übrigens ein Jüngling, Majeſtät.

„Marquis, ſo lange man bei einer Nation dient, gibt es keine beſondern Landsleute; es handelt ſich dann nur um die Intereſſen des Volks, deſſen Sache man zu der ſeinigen gemacht hat. Laſſen Sie einen Spion entrinnen, ſo verletzen Sie Ihre Pflicht.“

„Das weiß ich, Majeſtät, und ich habe auch keinen Augenblick lang vergeſſen, was Ehre und Pflicht von mir fordern.“

St.-Sue ſagte dieſe Worte auf ſo einfache und würdige Weiſe, daß Guſtav mit ſeinem Scharfblick einſah, der Franzoſe habe, wenn er ſich auch vielleicht eines Fehlers ſchuldig gemacht, doch gewiß keinen Verrath begangen.

Der König nahm einen Brief vom Tiſch, reichte ihn dem Marquis und ſagte:

„Man hat einen Schatten auf Ihren Charakter werfen wollen, Marquis, indem man behauptet hat, daß Sie und der als ruſſiſcher Spion verdächtige Franzoſe gemeinſchaftliche Sache gemacht hätten. Hier iſt ein Brief,

Digitized by Google

den man in Ihrer Koje gefunden und an Se. königliche Hoheit den Großadmiral abgegeben hat."

Mit einer Miene wirklicher Verwunderung nahm St.-Sue den Brief; hatte aber nicht sobald die Augen darauf geworfen, als er wieder aufblickte und mit einem eigenthümlichen Lächeln sagte:

„Dieser Brief, Majestät, war allerdings bestimmt, an den Feind befördert zu werden. Er ward aufgefangen und blieb in meinen Händen zurück. Der Schreiber des Briefs ward von mir in seiner Wohnung bewacht, entschlüpfte aber."

„Ich möchte in Bezug hierauf die nähern Einzelheiten wissen", sagte der König.

St.-Sue theilte hierauf alles auf den Vicomte Bezügliche mit, ohne jedoch dabei Stjernkrona's Namen oder den seines Landsmannes zu nennen.

Als der Marquis mit seiner Erzählung fertig war, ging der König auf und ab, ohne ein Wort zu sagen. Nachdem er so eine ziemliche Weile hin- und herpromenirt, blieb er wieder vor St.-Sue stehen, und sagte in einem Tone, der beinahe streng klang:

„Gestehen Sie, mein Herr, daß die Erklärung, welche Sie jetzt abgegeben, nicht im Stande ist, Sie in Bezug auf die Beschuldigung zu rechtfertigen, welche man gegen Sie erhoben hat."

„Wenn dem so ist, Majestät, so erdreiste ich mich meinerseits zu behaupten, daß die erhobene Anklage eine so lahme ist, und so deutliche Spuren der Sucht, zu schaden, trägt, daß sie vor einem Richter mit dem Scharfblick Ew. Majestät nicht Stich halten kann. Wäre dieser Brief hier von meiner Hand, so wäre es nicht wahrscheinlich, daß ich ihn selbst behalten, und noch weniger, daß ich ihn, nachdem ich keine Gelegenheit zur Absendung gefunden, versteckt haben würde. Sollte jedoch die gegen mich erhobene falsche Anklage bei Ew. Majestät und Sr. königlichen Hoheit dem Großadmiral mehr Glaub-

Digitized by Google

würdigkeit haben als das Zeugniß des Grafen Estaing, so bin ich sofort bereit, den Dienst der schwedischen Flotte zu verlassen."

St.-Sue hatte mit jener kecken Zuversicht gesprochen, welche das innere Bewußtsein der Unschuld stets hervorruft, selbst wenn man vor einem König steht.

„Foi de gentilhomme!" rief Gustav III. „Sie wählen Ihre Worte wie ein Mann von Ehre. Wir können auch versichern, daß Wir der Beschuldigung keinen Augenblick Glauben beigemessen haben. Unser Bruder, der Herzog, hat allerdings großes Gewicht darauf gelegt; ein Mann aber, den der Graf Estaing mit Lob und Auszeichnung nennt, kann nichts anders als ein guter Edelmann sein. Gleichwol aber haben Sie zwei Umstände nicht berührt, welche zu unserer Kenntniß gelangt sind, und die, im Fall Sie mit dem Herzog gesprochen hätten, Ihrem ganzen Verhalten doch wol ein verdächtiges Ansehen gegeben haben würden."

„Wenn ich Ew. Majestät etwas verschwiegen habe, so ist es deshalb geschehen, weil ich allein für alles, was diese Sache betrifft, verantwortlich sein wollte."

„Und Stjernkrona sollte dabei weiter gar nicht erwähnt werden?"

Der Marquis verbeugte sich.

„Sie hätten aber dem König von Schweden gegenüber recht wohl vollkommen aufrichtig sein können."

„Dies bin ich auch gewesen, Majestät, in allem, was mich persönlich angeht."

„Wir glauben Ihnen, und Wir verstehen Ihr Zartgefühl zu schätzen, besonders da es dem Gefangenen gelungen ist, sowol Ihre als auch Stjerkrona's Wachsamkeit zu täuschen. Wir wünschen blos den Namen dessen zu wissen, der uns den Verlust unserer Transportschiffe zugefügt hat."

„Sollte ich mich auch dem Unglück aussetzen müssen, von Ew. Majestät Ungnade getroffen zu werden, so zwingt

Digitized by Google

mich ein heiliges Verſprechen gleichwol, dieſen Namen zu verſchweigen."

„Parbleu, mein Herr, Sie ſcheinen Unſerer Gnade ſehr ſicher zu ſein; da Sie ſo zu ſprechen wagen", ſagte der König, ihn fixirend, und ſetzte dann nach einer kurzen Pauſe hinzu: „Sie haben ſich auch nicht verrechnet. Zum Beweis geben Wir Ihnen Unſer königliches Wort darauf, daß der Vicomte von Outrouville von Schwedens König nichts zu fürchten hat, ſelbſt wenn er ſich innerhalb Unſerer Grenzen betreten laſſen ſollte."

Der König reichte St.-Sue die Hand.

Der Marquis küßte dieſelbe mit einem Gefühl wirklicher Ehrerbietung, indem er ſagte:

„Mein Arm, mein Blut und mein Leben gehören Schwedens König."

„Welcher leider davon wird Gebrauch machen müſſen", antwortete der König.

Damit war die Audienz zu Ende.

Als St.-Sue ſich entfernte, dachte er: „Ja, das iſt ein Mann, vor deſſen gekröntem Haupte man das ſeinige beugt."

Von dieſem Tage an war St.-Sue bei Hofe ſehr häufig ſichtbar. Guſtav III. bewies ihm immer größere Gunſt, wiewol Herzog Karl dies nicht gern ſah, weil er ſich immer noch nicht des Gedankens entſchlagen konnte, daß der Franzoſe eine doppelte Rolle ſpiele. Die Strahlen der königlichen Gnade, welche St.-Sue beſchieden waren, brachte der Herzog deshalb auf Rechnung ſeiner Fähigkeit, den König angenehm zu unterhalten und zu intereſſiren, und auf dieſe Weiſe das Urtheil des Monarchen irre zu leiten.

Digitized by Google

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.